

MOEWIG

SCIENCE FICTION

Joan D. Vinge

DAS KIND DER PRIESTERIN



Joan D. Vinge

**DAS KIND
DER PRIESTERIN**

Herausgegeben und mit einem Nachwort
von Hans Joachim Alpers

Deutsche Erstausgabe

Moewig

Titel der Originalausgabe: FIRESHIP
Aus dem Amerikanischen von Ilse Henckel und Wolfgang
Eisermann *FIRESHIP* originally appeared in
Analog Science Fiction/Science Fact
Magazine, December 1978 issue
MOTHER AND CHILD originally appeared in Orbit 16,
edited by Damon Knight and published by Harper & Row,
Publishers Inc.

Copyright © 1975,1978 by Joan D. Vinge
Copyright © der deutschen Übersetzung
by Arthur Moewig Verlag Taschenbuch GmbH, Rastatt



Umschlagillustration: Ladd/Agentur Schlück
Illustrationen im Innenteil: Reiner Langer
Umschlagentwurf und -gestaltung:
Franz Wöllzenmüller, München
Redaktion: Hans Joachim Alpers
Auslieferung in Österreich: Pressegroßvertrieb Salzburg,
Niederalm 300, A-5081 Anif
Printed in Germany 1982
Druck und Bindung: Mohndruck Graphische Betriebe GmbH,
Gütersloh ISBN 3-8118-3570-X

Zwei herausragende Kurzromane der HUGO-Preisträgerin Joan D. Vinge, die nach dem einhelligen Urteil der Kritik zu den besten jüngeren Autorinnen gehört.

„Das Kind der Priesterin“ schildert das Schicksal einer jungen Frau, die zwischen die Fronten zweier verfeindeter Völker gerät. Eine Priesterin ihres eigenen Volkes, erregt sie die Begierde des Königs der Nachbarregion. Er befriedigt seine Wünsche mit Gewalt, aber das Kind, das zur Welt kommt, ist nicht sein eigenes. Dieses Kind wird zu einem wichtigen Faktor im Streit der beiden Völker. Mehr noch: Es hat die Gabe seiner Mutter geerbt und kann – im Gegensatz zu allen anderen – hören und sprechen. Und es erregt die Aufmerksamkeit von Außerirdischen, die den Völkern von Neaane und Kotaane etwas Schreckliches angetan haben...

Der zweite Kurzroman handelt von einem Mann, der eine Synthese von Mensch und Computer ist. Durch seine überragenden Fähigkeiten macht er sich auf der Erde so viele Feinde, daß er zum Mars fliehen muß. Aber die Verfolger spüren ihn auf und zwingen ihn, sich mit dem mächtigsten Mann des Mars anzulegen: Er soll sich in dessen weltweites Computernetz einschalten und seine Macht brechen. Doch der Feind ist auf der Hut, und ein gnadenloses Duell beginnt...

Der elektronische Symbiont

(FIRESHIP)

Ich muß tatsächlich betrunken gewesen sein. Mein lieber Mann, hatte ich einen Kater... Ich erwachte stöhnend aus einem Traum, in dem man mir eben einen Schrumpfkopf verpaßte, und ich hätte nicht zu sagen vermocht, ob es sich wirklich um einen Traum gehandelt hatte. Ich brachte mit Mühe mein Gesicht aus den Kissen hoch und versuchte, einen Blick auf die Uhr zu werfen, die auf der Bar neben dem Bett stand... auf die Uhren, da waren nämlich zwei. Komisch, soweit ich mich erinnern konnte, war es letzte Nacht nur eine gewesen. *Ohh, letzte Nacht...*

Aber was mich schließlich wach machte, war nicht nur das Klingeln in meinen Ohren: Das Bildschirmtelefon ließ ungefähr zum zehnten Mal die „Starlight Serenade“ ertönen. Als ich mich endlich vage daran erinnerte, wo ich war, kroch ich über zwei schwabbelige Meter Bett zum Telefon am anderen Ende. Ich warf einen Blick auf mein Gesicht, das sich im Bildschirm spiegelte. Daraufhin drückte ich auf BILD AUS, bevor ich die Sprechaste betätigte. „Hallo?“ meldete ich mich. Es klang wie „Hauo“.

„Mr. Ring? Sind Sie da? Hier ist die Halle...“ Sie war hübsch, hatte allerdings eine Stimme wie eine Luftschuttsirene.

Ich meinte, sterben zu müssen, und murmelte irgend etwas.

Sie machte ein erleichtertes Gesicht. „Da sind Besucher für Sie, Mr. Ring.“

Verworrene Warnungen stiegen in meinem Kopf auf: „Haben sie eine Uniform an?“ Es ist nett, wenn nach einem verlangt wird, aber nicht von seiten der Regierung der Vereinigten Staaten.

„Nein, haben sie nicht, Sir.“ Sie zwinkerte mir zu. „Soll ich sie raufschicken?“

„Äh, nein...“ Ich wartete darauf, daß mein Kopf abfallen würde; kein Glück. „Sagen Sie ihnen, daß ich herunterkomme, bald.“ *In ein paar Stunden, früher oder später.*

„In Ordnung. Vielen Dank, Mr. Ring.“ Der Bildschirm wurde leer, der Eindruck von ihrem Lächeln blieb. Ich hätte gern gewußt, was sie in ihrer Freizeit tat. Ich nahm mir vor, sie zu fragen, falls ich lange genug lebte. Ich legte mich wieder auf das mit blauem Satin bezogene Bett und versuchte zu entscheiden, ob ich mich aufrichten oder aufgeben sollte.

Aufrichten gewann. Ich schob die Füße über die Bettkante auf den Fußboden. Sie kamen in Stapeln von kalten, harten und schlüpfrigen Plättchen nieder. Ich rappelte mich hoch und beugte mich vor...

„Du meine Güte – nicht schon wieder!“ Der Boden rings um das Bett war knöcheltief bedeckt mit Geld. Vielmehr mit Chips aus dem Spielkasino des Hotels Xanadu, was so ungefähr dasselbe war. Und ich konnte mich an nichts erinnern, was letzte Nacht gewesen war. Das hatten die mir wieder eingebrockt, Ring und dieser Computer – so sturzbesoffen hatten sie mich gemacht, daß ich in ihren Händen wie Pudding war: Michael Yarrow, der Ganztagestrottel. „Warum lasse ich mir das gefallen?“ Ich preßte die Hände gegen den Kopf, denn so eine dumme Frage konnte ich mir selber beantworten. *Weil du sie brauchst.* Außerdem konnte ich Ring auch keinen Vorwurf machen: Wenn ich volltrunken gewesen war, dann er auch... Aber er hätte natürlich aufpassen müssen und nicht das Kommando an ETHANAC abgeben sollen. „Ihr habt versprochen, mir so etwas nicht noch einmal anzutun, das habt ihr versprochen. Was ist, wenn das nun jemand gemerkt hat...“

Aber sie hörten mir gar nicht zu. Der Stecker war nicht drin. Wenn ich mich schon anschrie, dann konnte ich das auch ebensogut vor Publikum tun. Nicht, daß sie auf mich gehört hätten. Ich war hier ja schließlich nur der Körper... *Ach, spar*

dir dein Selbstmitleid. Steck den Stecker rein, dann fühlst du dich besser.

Ich wühlte in den Chips herum, bis ich die Schnur gefunden hatte, die zu ETHANACS brotförmigem Kasten auf dem Fußboden neben dem Bett lief. Ich hob den Stecker auf und steckte ihn mir ins untere Ende der Wirbelsäule. Ich spürte, wie der Strom der Veränderung einsetzte und sich ausbreitete und alle meine Nervenenden in Sterne verwandelte...

Ich streckte mich und schüttelte den Kopf, bis die atmosphärischen Störungen beseitigt waren und Yarrows nachgerade obszönen Seufzer der Lust beendeten. Zugleich löste sich mit den Störungen auch das Rattennest in seinem Brummschädel auf, wofür ich überaus dankbar war. Obgleich wir für seinen Körper nicht sehr viel tun konnten: Seine blutunterlaufenen Babyblauen starrten mich abwesend aus dem Spiegel des Bildschirms an, halb verdeckt von zerzaustem braunem Haar, und sein Gesicht hatte die Farbe von Hafermehl. Ich sah weg, schnitt eine Grimasse, und dann spürte ich, wie Yarrows Empörung über seinen Betrug wieder durch meine Kontrolle hochkam. Ich hasse solche Morgen, an denen ich offenbar außerstande bin aufzuwachen... *Verdammt noch mal, behandelt man so den Körper, der einen herumschleppen muß?...* SEI KEIN SPIELVERDERBER, MICHAEL, mischte sich sogar ETHANAC ein, aufgekratzt von seinem Triumph an den Spieltischen, HIN UND WIEDER SOLLTEST DU DAS LEBEN GENIESSEN... *Das Leben genießen? Einem erst das Gehirn vollständig ausschalten und sich das dann zunutze machen, ist nicht gerade das, was ich unter Genuß verstehe...* SCHON GUT, ICH WEISS, ZEHN ODER ZWÖLF DRINKS WAREN NÖTIG, UM DEINE HEMMUNGEN ZU BESEITIGEN. ABER HAT ES SICH DENN NICHT GELOHNT?

Ich sah auf den Haufen Chips mir zu Füßen nieder und fühlte, wie Schadenfreude über die gestrige Spielorgie in mir aufstieg. Ich runzelte angewidert die Stirn und ließ Yarrow fortfahren, sich für uns beide zu beschweren. *Zu versuchen, die Bank zu sprengen, auf neutralem Boden! Wo jeder es hätte sehen können! Wer mich verraten hätte, wäre inzwischen um eine halbe Million Dollar reicher! Mein Gott, ich meine, wer zum Teufel wartet denn jetzt da unten auf uns?...* STÜRZ DICH NICHT IN UNNÖTIGE SORGEN. WENN HEW WÜSSTE, DASS DU HIER BIST, WÜRDEN MAN EINFACH DIE TÜR EINTRETEN UND DICH WEGSCHLEPPEN...

Warum streite ich mich mit mir? drängte ich mich wieder vor und schloß uns zu einem Ganzen zusammen, um die ärgerliche schizophrene Unterhaltung zu beenden. Mich vorbeugend, zog ich die Vorhänge auf und ließ etwas Tageslicht ins Zimmer. Es bewölkte sich, genau wie vorhergesagt: Heute war der Tag des Regens. Ich warf einen scheelen Blick zu dem ziegelroten Marshimmel hinauf, den bedrückende, schlammfarbige Wolken sprenkelten, und entschied, wenn HEW mich jemals schnappen sollte, dann hätte ich das nur mir allein vorzuwerfen... mir, ich persönlich, ich. *Wir sind nicht erfreut.* Yarrows Hand nahm zuvorkommend ETHANACS Kasten auf: Ich wankte zum Badezimmer, um mich für menschliche Gesellschaft zurechtzumachen.

„In Xanadu“ – laut Samuel Taylor Coleridge – „verfügte Kublai Khan einen staatlichen Vergnügungstempel, wo Alph, der heilige Fluß, durch für Menschen unermeßliche Höhlen in eine sonnenlose See strömte.“ Das Original mag lediglich in Coleridges Opiumträumen existiert haben, hier auf dem Mars jedoch war der Traum Wirklichkeit geworden dank der unbegrenzten Finanzmittel und des unmäßigen Selbstbewußtseins von Khorram Kabir. Welche schrecklichen Geheimnisse hatten Kublai Khan und Khorram Kabir

miteinander gemein? Zunächst einmal die Initialen... Aber Kabir wollte die Gemeinsamkeiten damit nicht enden lassen. Als exzentrischer Herrscher über ein multinationales, milliardenschweres Finanzimperium war er, das konnte man ohne Übertreibung sagen, zum Kaiser befähigt. Doch er wollte sein eigenes Xanadu haben; und wie ein wahrer Mogul des 21. Jahrhunderts schuf er eins – und stellte sicher, daß es sich bezahlt machte.

Folglich das Xanadu, der Vergnügungstempel *extraordinaire*: Luxushotel, Zufluchtsstätte, Bad – und Spielkasino. Mein altes Ich war nie ein Spieler gewesen, weil ich einfach schlau genug war zu erkennen, auf welchem Gebiet ich wirklich eine Niete war. Mein neues Ich, das hatte ich gerade entdeckt, war schlauer, als mir guttat. Ich hatte tatsächlich geglaubt – und vielleicht stimmte es sogar –, ich sei nur hergekommen, um den Regen zu beobachten. Ich war schon beinahe ein Erdenjahr auf dem Mars, aber wegen meines eigenartigen Status hatte ich noch nie den Mut aufgebracht, den Touristengürtel zu besuchen. Der wahre Grund, weshalb ich eigentlich auf dem Mars gelandet war, bestand in dem schlichten Wunsch, mehr von der Welt zu sehen – von jeder Welt. Und ein ganzes Jahr lang hatte ich mir die begeistertsten Berichte angehört, wie meine verschiedenen Kumpel in der Softwarewartung ihren Kredit bei einer prächtigen Orgie im Xanadu auf null reduziert hatten. Und schließlich hatte ich es nicht mehr aushalten können...

Doch jetzt, als ich in der Halle aus der Liftblase trat, versuchte mein gesunder Menschenverstand mir einzureden, daß ich meine Ferien abbrechen, das Geld einstecken und mich unauffällig in die arabischen Territorien davonschleichen sollte. Nur, jemand wollte mich sprechen. Ich kannte hier keinen Menschen, der aus irgendeinem ersichtlichen Grund den Wunsch haben könnte, mit mir zu sprechen; und trotzdem

kribbelte meine Neugier wie die einer Katze. Mein Leben lang hatte ich geglaubt, eines Tages würde ein Fremder in einer Cafeteria auf mich zutreten und mir eröffnen, ich sei ein lange verloren geglaubter Erbe, oder mich in einer U-Bahnstation stellen und mir mitteilen, ich hätte in der Lotterie gewonnen. Oder im Hotel Xanadu und mich für verhaftet erklären...?

Trotzdem ging ich quer durch die überfüllte Halle zum Informationsschalter. Der Fußboden der Halle, die gut hundertfünfzig Meter lang ist, besteht aus einem handverlegten Mosaik. Von der Rezeption aus ziehen sich Szenen altorientalischen Glanzes darüber hin; es fiel mir nicht ganz leicht, auf die Gesichter der Leute zu treten. Aber schließlich war es vermutlich genau das, worum es im ursprünglichen Xanadu gegangen war. Hinter mir, im Fahrstuhlschacht, trugen schwebende Kugeln aus farbigem Glas die Gäste von einer Etage zur anderen durch eine dazu passende Kaskade aus goldenem Wasser hindurch (wobei Wasser auf dem Mars wertvoller war als Gold): Alph, der heilige Fluß, wie er sanft in die sonnenlose See rauschte – tief unten in den Eishöhlen, auf der Kasinoetage des Xanadu.

Einer der jungen Stutzer am Informationsschalter kam auf mich zu, ein gelangweiltes Gesicht aufsetzend, an seinem Samtbolero zupfend. „Kann ich Ihnen helfen, Sir?“

„Ethan Ring. Jemand hat nach mir verlangt?“ ich zupfte an meiner knielangen weinroten Samtjacke und gab mir alle Mühe, seine Langeweile durch meine Langeweile aufzuwiegen.

„Ich sehe einmal nach, Sir.“ Kein Wettstreit. Er verschwand, und ich wandte mich um, um einen Blick in die Halle zu werfen, falls jemand nach mir Ausschau hielt. Soweit ich feststellen konnte, war das nicht der Fall. Das Gemurmel der Unterhaltung verwob sich mit der ausgeklügelten Kammermusik von Bach, die von einem in der Ecke des

Raumes platzierten Streichquartett dargeboten wurde – geschmackvoll, wenn nicht ganz und gar angemessen. Die meisten der herumflanierenden Gäste waren genauso selbstbewußt farbenprächtig und herausgeputzt wie ich.

Hinter ihnen gab ein geschwungenes Fenster den Blick auf eine spektakuläre Aussicht frei. Das Xanadu steht auf dem erlesensten Grundstück des ganzen Mars, auf halber Höhe des Olympus Mons. Das Hotel selbst, das sich fünfundzwanzig Stockwerke am Hang hinaufzieht, ist parabolisch-hyperbolisch (eine Form, die Yarrow an das Kerngehäuse eines Apfels erinnerte), so daß man von jeder Etage aus denselben Blick hat – auf die unendlich feinen Abstufungen von Rostbraun und Rot und Orange der Marsebene und auf die Freihafenstadt aus Glas und Metall, die das Elysium umgibt und sich bis an die Steilklippe am Fuße des Vulkans erstreckt.

„Mr. Ring?“ Der Stutzer war endlich wieder da. „Sind Sie vielleicht derjenige, der letzte Nacht fünfzigtausend Seeyas gewonnen hat?“

Ich sah ihn an. Fünfzigtausend Internationale Krediteinheiten... mein Gott, das waren fast dreihunderttausend Dollar! „Äh, ja, der bin ich wohl.“ Totale Ungläubigkeit ist ein guter Ersatz für totales Desinteresse, selbst auf Yarrows offenem, beweglichem Gesicht.

Der Stutzer sah mich mit einem Ausdruck an, der Erstaunen oder Neid sein konnte, der endlich aber nichts mit Langeweile zu tun hatte. „Oh. Ihr... äh, Ihr Besuch wartet in der Peacock Lounge, Sir.“

„Danke.“ Meine Besucher freundeten sich demnach mit dem Kater an, der mich gekratzt hatte, während sie auf mich warteten. Ich ging quer durch die Halle zur Lounge. Ich blieb im Eingang stehen, ließ den Blick über die Nachmittagskundschaft schweifen und hatte keine Ahnung, nach wem ich eigentlich Ausschau hielt. Aber dann sah ich sie.

Sie saß allein in einer Nische nahe dem Panoramafenster und lächelte mir zu, und ich wußte, wenn es nicht sie war, nach der ich suchte, dann konnte, wer immer mein Besucher war, sich zum Teufel scheren.

Ich ging die eine Stufe hinunter, vorbei an dem verschnörkelten Geländer, und machte mich auf den Weg über den leuchtendblauen Perserteppich – alles mit gesteigertem Bewußtsein wahrnehmend, als wäre dies der erste und zugleich letzte Augenblick meines Lebens. Doch vor allem sah ich sie: die Kaskade von rabenschwarzem Haar, das ihr wie ein Abendmantel über die Schultern hing; die dunklen, schelmischen Augen; das seegrüne Kleid, das die eine Schulter entblößte und die andere wie eine Woge drapierte, die hinter sich vom Handgelenk bis zum Saum einen schäumenden Wellenkamm aus Kristallperlen herzog. Letzte Nacht im Kasino, in dem unheimlichen, fluoreszierenden Blaulicht der Eishöhlen, hatte der Schaum aus glitzernden Perlen in allen Farben des Regenbogens geschimmert...

Letzte Nacht hatte sie neben mir gestanden, als ich an den Tischen mit den hohen Einsätzen spielte... und die ganze Zeit über hatte sich ETHANAC so sehr in sein überschäumendes Spielfieber verbissen, daß er ihre Anwesenheit nicht einmal registrierte, und der betrunkene Trottel Yarrow hatte sich verliebt. Und das bedeutete...

„Ich liebe Sie, Lady Luck“, platzte Yarrow heraus, ehe ich ihm auf die Zunge beißen konnte. „Alles, was ich besitze, gehört Ihnen.“

Sie machte ein ziemlich verblüfftes Gesicht, was ich ihr nicht verdenken konnte. „Die ganzen fünfzigtausend Seeyas?“ fragte sie.

Ich riß mich zusammen und wünschte fieberhaft, ich könnte mir eine partielle Lobotomie verpassen. Jedenfalls Yarrows

Teil. „Vielleicht sollte ich lieber rausgehen und noch einmal reinkommen.“

„Tun Sie so, als hätten Sie es getan.“ Diesmal lächelte sie. „Guten Tag, Ethan. Darf ich Ihnen etwas zu trinken bestellen?“

Ich ließ mich ihr gegenüber an dem kleinen Tisch nieder. Am liebsten hätte ich neben ihr gesessen. „Nichts zu trinken, danke. Ich glaube, ich habe letzte Nacht den Sättigungspunkt erreicht.“

„Wenigstens haben Sie mich nicht vergessen...“ Sie stützte sich auf eine kleine Faust, und ihr Lächeln wurde wehmütig. „Ich dachte schon, Sie würden mich versetzen.“

„Sie vergessen...?“ Schließlich hatte sie mich aufgesucht; schließlich hatte sie mich wiedersehen wollen. Ich fluchte stumm auf die totale Leere an der Stelle, an der sie eigentlich in ETHANACS Aufzeichnungen von letzter Nacht sein sollte. „Ich versuche gerade herauszufinden, wie ich Sie überhaupt entwischen lassen konnte.“

„Sie haben ein bißchen zuviel Paradiesmilch getrunken – ich selbst habe Sie ins Bett gebracht.“ Das Lächeln wurde noch wehmütiger; mein Rückgrat verwandelte sich in Gelee.

Und mir fiel das leere Bett ein, das ich heute nachmittag vorgefunden hatte; meine Hand schloß sich gefährlich um den Kasten an meinem Gürtel. „Ich mache es heute nacht wieder gut.“

„Das haben Sie schon.“

„Habe ich“, sagte ich und fürchtete, sie würde mir erzählen, wie.

„Indem Sie fünfzigtausend Seeyas gewonnen haben. Indem Sie jedes Spiel gewonnen haben, das Sie letzte Nacht gespielt haben...“

Mein Gesicht wurde starr. Mir war nicht in den Sinn gekommen, sie könnte hinter meinem Geld her sein. Mein Selbstbewußtsein schrumpfte. Doch Vernarrtheit ist ein blinder

Bettler: Wenn sie Geld wollte, ich konnte es ihr geben... „Das kann ich jede Nacht, wenn Sie neben mir stehen, Lady Luck.“

Sie zog die Augenbrauen in die Höhe. „Das meinen Sie wirklich ernst, oder?“

„Ernster als ich je etwas in meinem Leben gemeint habe.“

Überraschung und ein Ausdruck, der Besorgnis sein konnte, beunruhigten ihr Gesicht. „Nein, ich wollte sagen, Sie meinen buchstäblich, daß Glück damit nichts zu tun hat – daß Sie es jede Nacht machen können. Ist es nicht so, Michael Yarrow?“

Diesmal wurde mein Gesicht vollkommen leer. Ich spürte förmlich, wie sich jede Art von Ausdruck daraus zurückzog: Jemand hatte endlich den Stecker herausgezogen. Hatte ich selber es getan? War ich wirklich so betrunken und fahrlässig gewesen, ihr zu erzählen, ich würde Michael Yarrow heißen? Aber sie hatte mich *Ethan* genannt... Ich blickte sie weiterhin ausdruckslos an. „Könnten Sie das wiederholen?“

„Sie sind ein Gauner, Michael Yarrow. Sie können die Chancen mit blitzartiger Geschwindigkeit vorausberechnen, wenn Sie spielen. Das Haus hat überhaupt keine Chance. Und das ist noch nicht alles: Ihre Intelligenz wird durch einen Computer vom Typ ETHANAC 500 künstlich gesteigert.“

Ich schüttelte den Kopf. „Lady Luck, wenn ich Ihnen das letzte Nacht erzählt haben sollte, dann bitte ich um Entschuldigung. Es geschah nur, um mein Selbstbewußtsein zu steigern. Mein wirklicher Name ist Ethan Ring, und ich bin in der Softwarewartung für die Kolonialregierung der arabischen Staaten hier auf dem Mars tätig. Und wenn ich betrunken bin, dann bin ich nicht nur ein Gauner, sondern zugleich auch ein pathologischer Lügner.“

„Sie sind sogar noch besser, wenn Sie nüchtern sind.“ Sie nahm meine Hand und drehte sie um, als würde sie daraus lesen wollen. „Hübscher Versuch. Aber Fingerabdrücke lügen nicht; und ihre gehören zu Michael Yarrow, Bürger der

Vereinigten Staaten, der auf der Erde wegen Diebstahls, Sabotage und Hochverrats gesucht wird. Der Preis, der auf Ihren Kopf ausgesetzt wurde, beträgt fünfhunderttausend Dollar.“ Sie blickte wieder zu mir auf, mit tödlicher Ruhe.

Ich wußte nunmehr, wie der Prinz sich gefühlt haben muß, als Aschenbrödel sich in ein Scheuerweib verwandelte. „Gut.“ Ich ballte die Hand zur Faust und entzog sie ihrem Griff. „Ich habe dreihunderttausend Dollar in Chips in meinem Zimmer. Wenn Sie wirklich wissen, was ich kann, dann ist Ihnen ja auch klar, daß ich Ihnen die ausgesetzte Summe zweimal besorgen kann, und zwar in der Hälfte der Zeit, die die US-Regierung brauchen würde, um Ihnen das Geld zu übergeben. Würde eine Million Dollar ausreichen, Ihren Mund zu verschließen?“

Erneute Überraschung, geheuchelte oder echte. „Sie wären also willens, siebenhunderttausend Dollar in den Sand zu setzen?“

Ich runzelte die Stirn. „Willens’ ist kaum das richtige Wort. Aber sicher, ich würde so ungefähr alles tun, um zu verhindern, daß meine Gesundheit vom Ministerium für Gesundheit, Erziehung und Wohlfahrt ruiniert wird.“

„Ich verstehe. Das macht die Sache leichter...“ Sie sah aus dem Fenster zum Himmel auf, der von Minute zu Minute düsterer wurde, genau wie meine Stimmung. „Unglücklicherweise bin ich an Geld nicht so recht interessiert.“

„Eine fehlgeleitete Patriotin sind Sie aber wohl auch nicht. Worauf wollen Sie also hinaus?“

„Sagen Sie mal...“ fiel sie auf einmal aus dem Zusammenhang, „warum haben Sie das zu mir gesagt, als Sie hereinkamen?“

Ich zuckte mit den Schultern. „Ich fange eine Beziehung nicht gern aus der Defensive heraus an. Aber sagen Sie mir

auch etwas: Haben Sie mich letzte Nacht zum Spielen gebracht?“

Sie schüttelte den Kopf. Ich bemühte mich, nicht zu bemerken, wie dadurch ihr Haar aufgerührt wurde und mit dem Licht spielte. „Nein. Sie hatten schon zwanzigtausend Seeyas gewonnen, als ich Sie bemerkte. Das hat mich neugierig gemacht. Worauf ich hinaus will, Yarrow...“

„Nennen Sie mich Ethan.“

„... ist Ihr Gehirn.“

„Ist das alles? Soll ich es einpacken, oder wollen Sie es gleich hier sezieren?“

Sie setzte ein gepeinigtes Gesicht auf. „Das will ich nicht gehört haben. Mein Name ist Hanalore Takhashi.“ Sie schob mir über die durchsichtige Tischplatte hinweg eine kleine weiße Visitenkarte zu.

Ich nahm sie gehorsam auf und las:

MEINE GEDANKEN SIND FREI.

„Meine Gedanken sind frei?“ Ich blickte auf. „Nach allem, was ich gehört habe, sind Ihre Gedanken verdammt teuer.“ Ich erkannte das Motto der Firma Free Thought, Incorporated, welche, wie ich wohl wußte, ein gewinnsüchtiger Denktank war und die problemlösende Brillanz ihrer Beschäftigten an jedes Unternehmen, jede Organisation oder Regierung vermietete, die bereit waren, ihre maßlosen Gebühren zu bezahlen. „Dann sind Sie also ein Spitzel?“

„Wir ziehen den Ausdruck ‚Informationsberater‘ vor.“ Sie klopfte an den Stiel ihres Weinglases. Irgendwo in der realen Welt hörte ich ein Krachen, als ein Kneipenhocker erst einen Drink und dann das Glas hinunterstürzte: Ein alter Brauch, der kürzlich wieder zum Leben erweckt worden war, wie die meisten Dinge von zweifelhaftem Geschmack. „Und das Motto ist Ausdruck unserer Philosophie, nicht unserer Gebührenpolitik. Wir lehnen es ab, uns einschränken zu lassen,

weder durch Einschüchterung, noch durch fragwürdige Loyalität, oder nur einer Regierung oder Weltanschauung zu dienen. Deshalb hat unsere Organisation ihren Sitz hier auf dem Mars, obwohl wir meistens für Kunden auf der Erde arbeiten.“

„Ja, ich weiß. Sehr edel.“ Mein Gehirn begann wieder analytisch zu arbeiten. „Und wollen Sie damit sagen, daß Sie lediglich versuchen, mich anzuheuern? Erpressung ist wirklich nicht nötig...“

Sie schüttelte den Kopf. „Wenn man Ihre Probleme mit der amerikanischen Regierung bedenkt, dann wären Sie uns nicht sehr von Nutzen. Ich möchte Ihre besonderen Fähigkeiten nur für ein kleines, computerorientiertes Projekt ausleihen. Nicht mehr, nicht weniger. Arbeiten Sie mit mir zusammen, und ich vergesse, daß ich Sie je gesehen habe. Lehnen Sie ab, und...“

„Und wenn ich Glück habe, lebe ich nicht lange genug, um es zu bedauern.“ Direkte Antwort: Einige wahllose Beispiele einiger nicht so rascher Vergeltungen, zu denen es kommen könnte, wenn Onkel Sams verlorener Sohn in Ungnade nach Hause zurückkehrte. Die Reduzierung auf die Bauelemente von Ethan Ring würde damit beginnen, daß man den Stecker aus meinem Rückgrat herauszöge, aber damit würde es sicherlich nicht enden... Hanalore Takhashi lehnte sich in das pfauenblaue Leder der Nische zurück und sah sich meine Paranoiashow an. Vor fünf Minuten hatte ich mich noch gefragt, wo sie mein Leben lang gewesen war; jetzt wollte ich nur noch wissen, wann sie daraus wieder verschwinden würde. „Lady Luck, Sie haben den Dreh wirklich raus, wie man einen Knaben unter Druck setzt. Und das soll kein Kompliment sein. Nur ein kleiner Job, sagen Sie, und dann verschwinden Sie für immer aus meinem Leben?“ *Man verliert solche und solche.* Ein Lächeln ist eine Art Grimasse. Ich lächelte. „Abgemacht.“

„Gut.“ Ihr Gesicht entspannte sich, und mir wurde auf einmal klar, wie angespannt sie ausgesehen hatte. „Wollen wir gehen?“

„Gehen?“ Ich blieb sitzen. „Wohin?“

„Nach draußen. Um jemanden zu treffen.“ Sie wies mit der Hand aufs Fenster und deutete mit dem Kopf auf die anderen Gäste, die nach und nach die Bar verließen. „Der Regen müßte etwa um zwanzig nach zwei einsetzen. Das wollen Sie doch nicht verpassen, oder?“

Regen auf dem Mars ist wie Schnee in Südkalifornien: Er kommt nicht oft vor. Wenn es regnet, dann ist das wie Silvester – ein großartiger Vorwand für Unsinn und Gelächter und das Umarmen vollkommen Fremder. Vorhersagetechniken mit Hilfe von Computern und eine vergleichsweise Schlichtheit des Wetters auf dem Mars haben es ermöglicht, die Feiern im voraus zu planen: Wenn dann die Schauer über dem Touristengürtel niedergehen, über dem Olympus Mons oder Fat City oder dem Mariner-Tal, dann drängen sich die Marsbewohner und die Besucher von der Erde um die Möglichkeit, sich den Helm naß zu machen, und die Kurhotels machen ein Bombengeschäft... Und diesmal erlag auch ich, genau wie Tausende anderer heimwehkranker Kolonisten: „Jene Mitternacht, da er dich in den Schlaf sang... die Zeit, als er deine Hügel in Stahl und Silber hüllte... der Nachmittag im Park, an dem du ihn einen dreifachen Regenbogen in Wasserfarben über den Himmel malen sahst... Erinnerst du dich an den Regen?“

Und wenn ich mich nicht so schmerzlich daran erinnert hätte, wäre ich nicht hier. Ich stand mürrisch auf. „Sie haben verdammt recht, daß ich ihn nicht versäumen möchte.“

Wir gingen durch die Hotelhalle und schlossen uns einer vorwärtsdrängenden Menge an, um uns bonbonfarbene Druckanzüge auszuleihen. Wir folgten den anderen in die

Druckschleuse, einer langen, abwärts führenden Rampe, die auf den „Balkon“ des Xanadu hinausführte, einer fahngeschmückten Terrasse, auf der man die Olympischen Spiele hätte abhalten können. Ich bemerkte einige Unentwegte, die sich anstelle von Druckanzügen Sauerstoffgeräte und Parkas gemietet hatten, um so eng wie menschenmöglich mit dem Regen in Berührung zu kommen; so heimwehkrank war ich persönlich noch nicht. Man behauptet, ein nach irdischem Vorbild verwandelter Mars sei eine Verbesserung. Und es stimmt, daß das Auftauen der Polkappen den atmosphärischen Druck soweit erhöht hat, daß man mit sechs langen Unterhosen, einer Sauerstoffmaske und der Konstitution eines Sherpa draußen herumlaufen kann, ohne tot umzufallen. Doch das Klima ist miserabel, kalt und die meiste Zeit entsetzlich trocken – mit anderen Worten, fast so wie in meiner Heimatstadt Cleveland, Ohio. Ich betrachte das als zweifelhafte Verbesserung.

Wir bahnten uns mühsam einen Weg um die aufgeputzte Menge herum, und der Lärm ihrer Begeisterung drang durch die Lautsprecher meines Druckanzuges betäubend auf mich ein. An der von der Luftschleuse am weitesten entfernten Stelle sah ich mehr oder weniger allein zwei Gestalten an der niedrigen Steinbrüstung stehen. Eine von ihnen hob eine im Handschuh steckende Hand, als wir näher kamen; ich war nicht sicher, ob sie uns zuwinkte oder nur prüfte, ob es schon regnete.

„Cephas? Basil? Ich habe ihn...“ Meine rhetorische Frage wurde beantwortet, als wir uns in der Ecke der Terrasse zu ihnen gesellten. Hanalore setzte sich auf das eine Stück der Eckbank, ich ließ mich auf dem anderen nieder, während mich die beiden Männer forschend ansahen. Hinter dem hellen Sichtglas des einen Helms nahm ich den größten schwarzen Mann wahr, der mir je zu Gesicht gekommen war –

wahrscheinlich den größten Mann, den ich je gesehen hatte –, mit einem gelehrtenhaft wirkenden grauen Schnauzbar und Koteletten. Er setzte sich neben Hanalore, die in den Winkel der Eckbank gerutscht war. Und darauf wartend, daß ich es ihr nachmachen würde, mit einem Mangel an Begeisterung, der meinem deutlich nahe kam, war der zweite Mann. Ein Mann, der der Bezeichnung „Hakennase“ eine neue Bedeutung gab. In seinem gemusterten Druckanzug erinnerte er mich an einen Papagei aus einem Buch, das ich als Kind einmal besessen hatte. Unter anderen Umständen hätte er mich vermutlich nostalgisch werden lassen. Ich rutschte widerwillig weiter, und er setzte sich.

„Würde es Ihnen etwas ausmachen, den Kasten auf die Erde zu stellen?“ Aus seinem Ton ging hervor, daß es ihn nicht interessierte, ob es mir etwas ausmachte oder nicht. Er klopfte ungezwungen gegen mein Plastikhautskelett. Ich prüfte den Verschluß des Sicherheitsstöpsels, durch den hindurch ETHANACS Schnur in meinen Anzug lief. „Freund, es mag ja sein, daß es Ihnen nichts ausmacht, auf Ihrem Gehirn zu sitzen; aber ich, nein, ich stelle meins nicht auf die Erde.“

Es dauerte eine Weile, bis das registriert war und drei Augenpaare mich mit unterschiedlichen Zensurgraden aufspießten. Mein Freund, der Papagei, sagte: „Nein. Absolut nicht, Hana. Mit so einem Menschen kann ich nicht arbeiten. Wir können ihm unter keinen Umständen trauen...“ Ich drängte ihn im Geiste weiter voran. „Er ist ein Krimineller! Wir sollten ihn bei den Amerikanern anzeigen und es damit sein Bewenden haben lassen.“

Mehr wie der Drang zu töten.

„Basil.“ Hana hob die Stimme über den allgemeinen Lärm in unseren Helmen. „Du kannst es ihm nicht verübeln, wenn er ein bißchen spitz ist.“ Sie senkte sie wieder. „Schließlich

erpressen wir den Mann doch.“ Sie blickte mich wieder an.
„Dies sind meine Kollegen-Cephas Ntebe und Basil Kraus.“

Reimt sich auf „Laus“.

„Cephas, Basil, das ist...“ Sie sah weg.

„Michael Ethan Yarrow Ring“, sagten wir.

Sie sahen verwirrt aus. „Name ist Schall und Rauch’,
Yarrow?“ fragte Ntebe.

„Wie der alte Wie-hieß-er-doch-Gleich einst sagte.“ Ich lehnte mich gegen die Brüstung und blickte zu dem langen Abhang hinüber und an ihm hinunter, bis zu der Stelle am Fuße des Vulkans, wo er jäh in einen Steilhang überging.
„Nur, daß ich nicht Michael Yarrow bin. Ich bin Ethan Ring.“

„Sie leben einfach nur im Körper eines anderen.“ Hana deutete spöttisch auf meine verborgenen Fingerabdrücke.

Ich nickte. „Genau.“

„Dieser Mann ist unmöglich!“ brauste Kraus auf.

„Wirklich, Hana“, meinte Ntebe, „ich finde einfach, wir sollten keine Außenstehenden hineinziehen...“

„Hört mal.“ Sie zeigte auf ihn. „Inez hat mich mit euch beiden hergeschickt, damit jemand mit ein wenig gesundem Menschenverstand dabei ist. Und ich habe das Gefühl, daß wir ihn *brauchen*...“

Ich stützte mich auf einen Ellbogen, hörte mir ihr Gespräch an und starrte grübelnd in den Himmel. Ein Raumschiff brach gerade durch die Wolken und erschreckte mich. Ich verfolgte sein langsames Einschweben auf der Landebahn des Elysium und stellte mir vor, wie es wäre, wenn ich die Fähigkeit hätte, mich von hier nach dort zu wünschen, um mit dem ersten verfügbaren Flug vom Mars zu verduften... Mit einem Ruck kehrte ich in die Wirklichkeit zurück, weil mir einfiel, daß ich mit der Landung auf dem Mars unbeabsichtigt dafür gesorgt hatte, ihn nie wieder zu verlassen – zumindest nicht aus freien Stücken. Die schiere Komplexität der Computernetze, die den

zislunaren Raum einhüllten – für die Raumfahrt, die Sicherheit und Gott weiß, was noch –, hatte es mir erleichtert, ein winziges Loch hineinzuschneiden und hindurchzuschlüpfen, ohne daß es jemandem aufgefallen wäre. Aber hier auf dem Mars ist das Leben einfacher und weniger kompliziert; und zu meiner größten Bestürzung hatte ich herausgefunden, daß die hiesigen Raumfahrtverhältnisse, die genauso unkompliziert waren, ihn gewissermaßen zu einer Kleinstadt machten: Wenn man versuchte, sich in irgend etwas einzumischen, dann fiel das garantiert immer jemandem auf. Ich war in einer Holzkiste auf den Mars gekommen und würde ihn nur in Ketten wieder verlassen können.

Zwei Hagelkörner schmolzen auf der Glasscheibe über meinem nach oben gewandten Gesicht und zerflossen zu Blüten. Ich blinzelte, als mir noch mehr davon auf den Helm prasselten und das Getöse in den Lautsprechern, durchsetzt mit unbändigem Freudengeschrei, hundertfach verstärkten. Blitze tanzten über die kupferfarbene Ebene; schwacher Donner riß die Wolken auf. Der gefrierende Regen kam hernieder, rieb das Land blank und spülte die Sünden und Sorgen der Anwesenden weg, einschließlich der Ethan Rings. Für eine kurze Zeitspanne wurde dieser Tag zu allem, was ich mir von ihm erwünscht hatte. Ich hatte den Regen und all die bittersüßen Erinnerungen, die mir mit der Frau meiner Träume garantiert worden waren... Meine Erinnerungen...

Ich konzentrierte mich auf die Unterhaltung, die um mich herum über mich stattfand: Die Frau meiner Träume, die auf den Regen und meine Gefühle nicht achtete, war damit beschäftigt, ihren Freunden von meiner kriminellen Vergangenheit als Beweis für meine Nützlichkeit zu erzählen. Sie hatten die Sprechanlage nicht eingeschaltet. Ich hoffte, daß sie, da sie die Gelegenheit schon nicht berührte, dieses geräuschvolle Fest zumindest aus Sicherheitsgründen gewählt

hatte. Ich fing an, im Geist die Löcher in ihrem Bericht zu stopfen, denn bevor sie sich nicht entschlossen hatten, mich entweder zu satteln oder zu erschießen, konnte ich kaum etwas anderes machen.

Die offizielle Geschichte, die sie alle glaubten, lautete, daß ein gewisser Michael Yarrow, Versuchskaninchen der Regierung, ein Dieb und Saboteur war. Daß er zeitweilig das gesamte computergesteuerte Verteidigungsnetz der Vereinigten Staaten – gemeinhin als Big Brother bekannt – außer Kraft gesetzt und ein unglaublich teures, unglaublich weit entwickeltes Teilstück der Versuchsanlage gestohlen hatte. Und das alles stimmte.

Aber da waren auch mildernde Umstände. Michael Yarrow war ein ungebildeter, unbedeutender Laboratoriumsassistent in einem Forschungszentrum der Regierung gewesen. Er hatte sich freiwillig bereit erklärt, sich von einem Chirurgen eine Steckdose in die Wirbelsäule einpflanzen zu lassen, damit seine Vorgesetzten einen Computer an sein Nervensystem anschließen und feststellen konnten, was passierte. Nicht irgendeinen Computer, sondern den ETHANAC 500, einen der schnellsten, die je gebaut worden waren; einen, in dem die ausgeklügeltste Software Verwendung fand, die je zusammengestellt und ausdrücklich zu dem Zweck programmiert worden war, in andere Computersysteme einzudringen und sie zu zerstören. Ein Supercomputer, entwickelt, um mit einem überlegenen menschlichen Gehirn verbunden zu werden; über die Gründe sprach die Regierung nicht. Wie sich jedoch herausstellte, war das System selbst so ausgeklügelt, daß es einen eigenen potentiellen Verstand besaß – eine Manifestation der Fähigkeiten der Programmierer, die ihre eigenen Erwartungen weit übertrafen. Und eine, mit der sie eigentlich gar nicht gerechnet hatten.

Weil sie nie beabsichtigt hatten, die Vereinigung dauerhaft zu gestalten, als sie die Kopplung zum erstenmal an Yarrow ausprobierten. Sie hatten lediglich sicherstellen wollen, daß die Kopplung ihrem menschlichen Agens keinen Schlag, keine Lobotomie und keinen unbeabsichtigten 500-Volt-Schock verpaßte. Sie hatten ein Testsubjekt haben wollen, das niemand vermissen würde, das nie etwas Erwähnenswertes geleistet hatte, weder im guten noch im schlechten Sinne – Qualifikationen also, die Yarrow in ausreichendem Maße erbrachte. Er hatte absolut nichts zu verlieren und war von der ganzen Aufmerksamkeit sogar noch geschmeichelt.

Und so war der schicksalhafte Augenblick endlich gekommen, da sie den Stecker in seine Wirbelsäule gesteckt hatten und Mensch und Maschine zum erstenmal zusammentrafen. ETHANAC war sich plötzlich all der Dinge bewußt geworden, die er nicht war, die seine Programmierer ihm nie eingespeist hatten, des Potentials, das sie unausgefüllt gelassen hatten... der Möglichkeit, dies alles aus dem unseligen menschlichen Gehirn zu nehmen, zu dem man ihm Zugang verschafft hatte. Yarrow hatte einen ganzen Tag lang mit offenem Mund und glasigen Augen dagelegen, während sein Verstand und das erwachende Empfindungsvermögen des Computers sich ein Handgemenge lieferten. Und am Ende dieser Zeit, herausgeschmolzen aus dem Staub von Erschöpfung und Zugeständnis, stand die Geburt eines Stars: Ethan Ring... ich.

Die Forscher hätten mich damals auf der Stelle vernichten sollen; aber sie ließen Yarrow und ETHANAC zusammen, aus Neugier. Und so erfuhren die beiden argwöhnischen Kampfhähne genügend übereinander, um selbst festzustellen, daß jeder das hatte, was dem anderen fehlte... und daß ich alles hatte, wenn sie zusammen waren, nämlich die Intelligenz und den Zugang zu Daten eines hervorragend programmierten

Computers und den intakten, sozialisierten Körper eines liebenswerterweise friedfertigen Menschen. Sie wurden die engsten, ungewöhnlichsten Freunde: zwei nicht zueinander passende Fremde, die aus unterschiedlichen Gründen niemals richtig gelebt hatten – und jetzt die Möglichkeit haben wollten, ihre Flügel in der Freiheit auszuprobieren. Und als meine eigene Persönlichkeit sich durchzusetzen begann und meine Realität mich fesselte, da wollte *ich* leben, in einem tieferen und umfassenderen Sinn des Wortes.

Die Forscher jedoch konnten sich mit keiner dieser philosophischen Spitzfindigkeiten anfreunden, auch nicht mit meinem Sinn für Identität. Meine Tage waren offiziell gezählt, und gefangen in dem Gefängnis, das eine Regierungseinrichtung der höchsten Geheimhaltungsstufe ist, konnte ich kaum etwas dagegen machen. Aber ich (wir) hatte(n) ja ein außergewöhnliches Talent, und in der Nacht vor meiner Hinrichtung, als sie sogar soweit gegangen waren, mich dem „überlegenen Verstand“ vorzustellen, diesem gemeinen und blutrünstigen Fanatiker, der an Yarrows Stelle rücken sollte, entschloß ich mich, dieses Talent einzusetzen. Michael Yarrow führte ein Telefongespräch...

„Wie konnte ein einzelner, auch wenn er besonders ausgerüstet war, überhaupt in das amerikanische Verteidigungsnetz eindringen und es zerstören – und dann damit auch noch davonkommen, Yarrow?“ wollte Ntebe von mir wissen.

Ich war für einen Moment still, sah den tanzenden Touristen zu und dem Regen, der von meinem Anzug abperlte, bemüht, mir darüber klar zu werden, ob ich meine Lebensgeschichte vielleicht laut berichtet hatte.

„Erzählen Sie mir nicht, daß es sich dabei um ein Berufsgeheimnis von Verrätern handelt“, meinte Kraus.

Ich entgegnete ihm mit einer giftigen Bemerkung auf arabisch, bevor ich Ntebe ansah – und aus den Augenwinkeln heraus Hana. „Es war ein Unfall, und das können Sie glauben oder nicht. Ich bin in Big Brother eingedrungen, weil ich aus dem Forschungszentrum herauswollte, und seine Datensicherheit war Teil des Überwachungssystems. Es ist mir einfach zu gut gelungen. Es handelt sich dabei um das komplizierteste Betriebssystem auf der Erde, zugleich um eines der empfindlichsten... Big Brother bekam einen Nervenzusammenbruch.“ Ich mußte an den geistigen Schock denken, den die Rückkoppelung mir versetzt hatte; im Vergleich zu dem, den die Regierung bekam, war er allerdings kaum der Rede wert... „Es wurde behauptet, es hätte sich um einen Abwehrmechanismus gegen Fälschung und Sabotage gehandelt, aber das glaube ich nicht. Big Brother hatte ein Empfindungsvermögen bekommen, ein Bewußtsein, als er mit meinem Verstand in Kontakt kam; ohne es zu wollen, speiste ich ihm meine eigenen Ängste und meinen Verfolgungswahn ein und machte ihn paranoid. Ohne es überhaupt versucht zu haben, hatte ich ihn wahnsinnig gemacht.“

„Wie ein Brander“, sagte Hana.

„Wie was?“ forschte ich leicht gekränkt. Ich konnte lediglich obszönen Slang aus einem historischen Roman beisteuern, den ich früher einmal gelesen hatte.

„Wie ein brennendes Schiff, das an die feindliche Flotte herangebracht wird, um sie in Brand zu setzen. Ihre Zusammenschaltung mit dem Computer war das Schiff, und Ihre Empfindungen das Feuer.“

„Unter dem Aspekt habe ich das nie betrachtet...“ Der Vergleich gefiel mir.

„Stellt euch mal vor...“ wandte sie sich an die anderen. „Die modernen Systeme sind derart feinfühlig, daß sie direkt beeinflußt werden können, genau wie ein menschlicher

Verstand. Und er hat die Fähigkeit, in sie einzudringen und physisch und geistig etwas ganz Neues daraus zu machen.“

Ntebe betrachtete mich mit neuem Interesse. „Im Grunde könnten Sie also sämtliche Systeme auf der Erde zu einem Endgültigen Computer vereinigen...“

„Ich denke schon“, erwiderte ich und fragte mich, wie interessiert sie eigentlich waren. „Aber Sie wissen ja, was mit Baron von Frankenstein passiert ist.“ Diese kumpelhafte Unterhaltung, fand ich, mußte bedeuten, daß ich ihr Herz gewonnen hatte. Regen prasselte auf meinen Helm; ein paar Gäste sangen lauthals vor uns „Auld Lang Syne“. Ich sagte leise: „Nur...äh, worum handelt es sich denn bei dem ‚kleinen Projekt‘, in das Sie mich verwickeln wollen? Wenn Sie mir die Frage gestatten.“

„Wir brauchen Ihre Hilfe, um an den Schlüssel eines bestimmten Computersystems heranzukommen“, erwiderte Ntebe.

„Mehr nicht?“ Ich sah von einem zum anderen. „Das ist alles, was Sie brauchen?“

„Mehr nicht“, sagte er. „Kraus blickte zum Himmel auf.

Und wahrhaftig, da oben war ein Regenbogen; ein zerbrechliches Banner der Schönheit entfaltete sich hinter dem von Wolken umschwebten Gipfel des Olympus Mons. Ich seufzte. „Kinderspiel.“ Ich sah Hana an und war schon im Begriff, ihr alles zu verzeihen. „Um welches System geht es?“

„Um das, das Khorram Kabirs internationale Kartellaktivitäten auf der Erde kontrolliert.“

„Von diesem Khorram Kabir hier?“ Ich deutete auf die parabolische Großartigkeit des Xanadu. „Kublai Khan?“

Sie nickte. „Ich glaube nicht, daß es mehr als einen gibt.“

„Liegt das nicht ein bißchen außerhalb Ihrer Linie? Das Anzapfen von Computern ist ein Verbrechen, wie man es auch ansieht. Ich dachte immer, die Spitzel-AG sei lediglich eine

Ideenbank und würde sich zumindest technisch an die Gesetze halten.“

„Es gibt keine weißen Pferde, nur hellgraue.“ Sie verzog ironisch den Mund. „Sie könnten natürlich sagen, daß wir drei Doppelverdiener sind. Wir versuchen, für einen Kunden ein Problem zu lösen. Wie Sie vermutlich wissen, war Kabirs Vater einer der erfolgreichsten neureichen Industriellen in den arabischen Staaten der Vorkriegszeit. Im Chaos nach dem Dritten Weltkrieg kaufte er die Regierungen einer ganzen Reihe ‚unterentwickelter Länder‘ auf, in denen es abbauwürdige Bodenschätze gab. Khorram hat sein Leben damit verbracht, das Weltreich seines Vaters zu konsolidieren; und mit den polizeistaatlichen Überwachungsmethoden, die seine Computernetze möglich machen, hat keines dieser Länder eine Chance, sich seiner Kontrolle zu entziehen, bevor die Bodenschätze ausgebeutet sind.“

„Doch wenn die Opposition in einem dieser Länder den Operationsschlüssel besäße, könnte sie buchstäblich innerhalb des Systems‘ arbeiten, um eine Veränderung zu bewirken?“ Ich nickte, denn ich fing an zu begreifen, und sie nickten mit mir. „Aber wenn es Kabir ist, den Sie überlisten wollen, dann wüßte ich nicht, wie ich Ihnen helfen könnte.“

Ntebe beugte sich vor. „Das ist genau die faschistische Einstellung, die ich von einem Dolchstoßer erwartet hatte!“

Womit er mich zum dritten oder vierten Mal an diesem Nachmittag völlig verdutzte. Nicht, daß man mich früher noch nie als Dolchstoßer bezeichnet hätte – seit Rußland und China sich im Dritten Weltkrieg gegenseitig in radioaktive Asche verwandelt hatten und die Vereinigten Staaten daraus irgendwie unbeschädigt hervorgegangen waren, waren viele Leute vom „Yankee“ abgekommen und dazu übergegangen. Ich weiß nicht, ob diese Bezeichnung besser ist als die meisten Schimpfwörter, sah aber nicht ganz ein, was ich persönlich

dazu getan hatte, um sie zu verdienen. „Sie sind ziemlich empfindlich, was, Ntebe? Ich meinte nur, daß alle zugänglichen Anschlüsse von Kabirs System sich auf der Erde befinden, und ich kann den Mars nicht verlassen... Ich weiß, Kabir lebt Gerüchten zufolge schon fast mein halbes Leben lang als Einsiedler hier auf dem Mars, und es wird auch behauptet, daß er sein Imperium immer noch persönlich leitet – ich nehme daher an, daß es da, wo er sich aufhält, zumindest einen Computeranschluß gibt. Aber kein Mensch weiß, wo er sich aufhält. Deshalb kann ich Ihnen nicht helfen.“

„Tut mir leid.“ Ntebe lehnte sich zurück und wischte seinen Helm ab, um den Eisfilm davon zu entfernen.

„Cephas hat Gründe, ein bißchen empfindlich zu sein“, meinte Hana leise. „Es handelt sich um sein Land. Er arbeitet nicht nur für FTI, er ist gleichzeitig unser Kunde... Und wir wissen, daß Khorram Kabir hier auf dem Mars einen Anschluß unterhält. Da dem so ist, spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß beide, Kabir und der Anschluß, sich hier in seinem geliebten Xanadu befinden.“

„Deshalb sind Sie also hier, um das herauszufinden, und dabei haben Sie mich bei meiner kleinen Vorstellung entdeckt.“

„Das muß Schicksal gewesen sein – Sie waren ein Geschenk der Götter.“ Sie lächelte.

„Das wage ich sehr zu bezweifeln.“ *Schon eher ein Menschenopfer.*

„He, laß uns tanzen!“ Ein lachendes Mädchen in einem blindmachenden orangefarbenen Druckanzug ergriff mich bei den Händen und versuchte, mich von der Bank hochzuziehen. Ich schüttelte unglücklich den Kopf; sie zuckte mit den Schultern und tanzte davon. Der Regen schien wieder nachzulassen, doch das Fest machte nicht den Eindruck, als

würde es abebben. Mir versetzte es einen winzigen Stich von Anomie.

„Ist euch aufgefallen“, flüsterte Kraus auf einmal wie ein schlechter Schauspieler, „daß wir beobachtet werden?“

„Von wem?“ Hana beugte sich vor und bemühte sich, in der Menschenmenge den auszumachen, den Kraus meinte.

„Nicht hingucken! Es ist Salad.“ Kraus zog verstohlen die Schultern hoch und bot aller Welt den Anblick eines Charakters aus einem Detektivroman des 20. Jahrhunderts.

„Salad?“ Ich versuchte, seinem unverhohlenen Blick zu folgen, und sah einen Glatzkopf, der in dem Helm einem unheimlichen Wesen in einem Aquarium ähnelte. Ich bin etwas kurzsichtig; da ich meine Kontaktlinsen oben gelassen hatte, um meinen blutunterlaufenen Augen eine Erholung zu gönnen, konnte ich das Gesicht nicht erkennen.

„Der Manager des Kasinos.“ Hana runzelte die Stirn. „Ein hochrangiger Kandidat fürs Heim der Unerfreulichen, allen Berichten zufolge.“

„Eine überfüllte Institution.“ Ich warf rasch einen Blick auf ihn. „Er sieht nach nichts aus.“

„Er setzt sich hin“, murmelte Kraus.

Salad stand von der Bank auf, sah sehr beiläufig durch uns hindurch und schlenderte in Richtung Luftschleuse davon. „Ich verstehe, was Sie meinen...“ Ich wandte mich Kraus zu, bemerkte den eigenartigen und stählernen Schimmer in seinen leeren Augen und begriff endlich, was er hier tat: *Dieser Mann will ein Abenteurer sein...?*

„Vielleicht wollte er sich nur mal den Mann ansehen, der ihn fünfzigtausend Seeyas gekostet hat.“ Hana klang nicht überzeugt, doch ihr Lächeln war warm und ermutigend.

„Das beantwortet mir eine Frage...“ Ihr Lächeln wurde spöttisch. Ich sagte: „Also, wenn ich in das System hier überhaupt hineinkommen will, brauche ich irgendeine

offizielle Identifizierungsnummer, und vielleicht kann ich etwas aufschnappen, wenn ich meine Chips einwechsle.“ Wahrscheinlich hätte ich das anders ausdrücken sollen.

Kurze Zeit später trat ich auf der untersten der drei Kasinoetagen, in der Tiefe der Eishöhlen, aus der Fahrstuhlblase. Rings um die geschützte Plattform schäumte und stob das Goldwasser und sprang fruchtlos an den Mauern empor, ehe es durch die extravagante Unterwelt davongeschwemmt wurde. Ich überquerte seinen funkelnden Lauf auf einer kleinen Brücke und kam mir mit der Einkaufstaschen voll Chips ein wenig verdächtig vor. Ich hätte mir keine Sorgen zu machen brauchen: Die Gäste des Xanadu wußten jetzt, nachdem der Regen aufgehört hatte, nichts mehr mit sich anzufangen, und die meisten von ihnen interessierten sich viel zu sehr für die grün beschienenen Spieltische, als daß sie sich um mein Vorhaben gekümmert hätten.

Ich schlug einen vorbelasteten Pfad zwischen den Tischen, Sehenswürdigkeiten und Geräuschen dieses Spielerparadieses ein, und langsam stiegen bruchstückhafte Erinnerungen an letzte Nacht in mir hoch: Die Musik, die einem wie Wasser über die Sinne floß... die unheimlich aussehenden abstrakten Skulpturen aus Eis, Licht oder Leben ausstrahlend, glitzernd von Schweißperlen aus kühlem Wasser... das plötzliche Fluoreszieren von Halsbändern, Krawatten, einzelnen Kleidungsstücken, das die Gäste in eigenartige, in den blaulichtigen Tiefen einer exotischen See herumschwimmende Wesen verwandelte. „Exklusive“ Geschäfte am Fuße des Berges hatten sich auf Kleidung spezialisiert, die besonders für das Blaulicht geeignet war, auf großartige Hologramme vom Mariner-Tal und auf grelle Kuriositäten von nackten „Marsbewohnern“.

Am anderen Ende des Raumes machte ich die Kassenbox aus; ich drängte mich an einer Skulptur vorbei zu ihr durch, deren schimmernde Formen mich auf einmal überfallartig an Hana denken ließen. Hana letzte Nacht hier im Kasino; Hana heute nachmittag oben in meinem Zimmer, wo sie mit zwei Beschützern auf meine Rückkehr wartete. Ich hatte einen peinlichen Wachtraum von der Szene, wie Hana mir für meine unschätzbaren Dienste dankte... bis ich mich ganz unsentimental daran erinnerte, daß meine Sorgenvolle wegen des Ergebnisses dieser Nachforschungen nicht halb so besorgt war wie ich.

Die paillettenbesetzte, sentimentale Musik, die eben gespielt wurde, half auch nicht weiter... *Glück im Spiel, Pech in der Liebe*. Zumindest war ich nur gezwungen, einen Schlüssel zu suchen, nicht, einen Drachen zu erschlagen...

„Bitte, Sir?“ Der Kerl hinter dem Schalter hatte beträchtlich härtere Kanten als die oben in der Halle.

„Ich möchte die gern einwechseln.“ Ich stellte die Tasche auf den Zahltsch.

Seine Augen quollen leicht vor. „Was haben Sie gemacht, eine Sammlung veranstaltet?“ Ihm schien etwas einzufallen. „Ach, der sind Sie.“

Ich nickte verlegen und schob meine Kreditkarte über den Schalter, wobei ich mich vorbeugte, um einen Blick in das Innere der Box zu werfen.

„Warten Sie einen Moment.“ Er drehte mir den Rücken zu und nahm einen Telefonhörer auf. Ich merkte mir die Tonsequenzen, als er die Knöpfe drückte, und hoffte, er würde den Computer anwählen, um einen größeren Bargeldtransfer zu arrangieren. Aber er sagte lediglich „Er ist hier“ und legte den Hörer auf. Er drehte sich wieder zu mir um und sagte bedeutungsschwer: „Der Manager würde gern ein paar Worte mit Ihnen wechseln, Mr. Ring, bevor ich die hier einlöse.“

Salad? Ich zuckte zusammen und spürte, wie mir das Schuldgefühl des Schuldigen den Magen zusammenzog. *Beruhige dich. Er will wahrscheinlich nur sicherstellen, daß du nicht vorhast, dies zur Gewohnheit werden zu lassen.* Ich fühlte etwas gegen meinen Ellbogen stoßen, drehte mich um – und stellte fest, daß ich von zwei düsteren Gestalten nicht ganz höflich um die Ecke der Box herum und einen dunklen Korridor hinunter eskortiert wurde.

Am Ende des Korridors glitt eine Tür zurück, und Helligkeit blendete uns, als wir hindurchgingen. Heftig blinzeln merkte ich, wie zwei Paar Hände mich freigaben. Hinter mir glitt dumpf die Tür zu; Pharaos Grab war versiegelt. Meine Augen gewöhnten sich allmählich an das normale Licht... aber ich blinzelte weiter, als ich das Zimmer sah.

Ich will es einmal so ausdrücken: Wenn Torquemada heute leben würde, hätte er sich ein Zimmer wie dieses gewünscht... In der Ecke lungerte eine Eiserne Jungfrau; Peitschen und Ketten und dornige Dinger, die ich gnädigerweise nicht einzuordnen vermochte, baumelten an der Wand. Ich glaube, die Couch war aus einem Streckbett gemacht. Und gelassen inmitten all dieses potentiellen Schreckens, hinter einem ganz gewöhnlichen schwarzen Metalltisch, saß Salad. Auf dem Tisch lag ein Satz Daumenschrauben, vorübergehend als Briefbeschwerer in Gebrauch. Ich ertappte mich dabei, wie ich mit einer Art bebender Bezauberung auf sie starrte, so wie eine Katze ein Streichquartett anstarren mochte. Irgendwo im Hintergrund meines Kopfes konnte ich Yarrow hören: *Bitte, Gott, bitte, hol mich hier raus, und ich will nie wieder spielen...* Mit Mühe brachte ich mich unter Kontrolle.

„Mr. Ring. Wie geht es Ihnen?“ Endlich sprach Salad, nachdem er mir ausreichend Zeit gelassen hatte, alles in mir aufzunehmen. „Mein Name ist Salad“, er sprach ihn *Salaht* aus, „und ich bin der Manager des Kasinos.“ Diesmal konnte

ich mir das Gesicht unter der glänzenden Glatze genauer ansehen... ein Gesicht, das zu der Sorte Mann gehört, die sich nach ein paar Gläsern mit dem Haus anlegt und gewinnt. Ein Gesicht, das in absurder Weise nicht zu der Stimme paßte, die hoch und dünn war, als wäre sie auf dem Weg nach oben abgewürgt worden.

Ich würgte meinen selbstmörderischen Drang zu kichern ab. „Sehr erfreut“, brachte ich heraus. Falschere Worte wurden nie gesprochen. Mir fiel auf einmal auf, wie still es in diesem Zimmer war; keine Musik, kein Geräusch drang aus dem Kasino hierher. Und ich hätte um eine große Summe wetten mögen, daß von hier auch kein Geräusch nach draußen drang... Ich wünschte, ich hätte das nicht gedacht. Ich versuchte zu schlucken, drei- oder viermal. „Ziemlich, äh, ziemlich ungewöhnlich die Einrichtung hier bei Ihnen, Mr. Salad.“ Ich gab mir verdammte Mühe, das richtig zu sagen.

Er senkte den Blick; er sah wieder zu mir auf und sagte: „Welche Einrichtung?“

Ich setzte mich mit einem Ruck in den nächsten Sessel; es beruhigte mich nur wenig, daß der Sitz nicht mit Stecknadeln gefüllt war. „Mr. Salad, ich möchte nur sagen, daß ich den Aufenthalt in Ihrem Hotel sehr genossen habe; und ich möchte Ihnen versichern, daß das, was letzte Nacht passiert ist, nicht noch einmal passiert. Nie wieder. Ich meine, wenn es Ihnen zu große Umstände macht, wissen Sie, dann brauchen Sie meine Chips nicht einzulösen, ich brauche das Geld nicht...“ Die Anspannung war so groß, daß ich anfang zu dissoziieren. RUNTER, YARROW, sagte ETHANAC streng. ER VERSUCHT, DICH AUSZUTRICKSEN...*Ja, verdammt, erschafft es!* Ich drängte Yarrow entschlossen in ein Schubfach in meinem Gehirn und schloß hinter ihm ab.

„Durchaus nicht, Mr. Ring.“ Salads Stimme war sanft. Er mochte ja wie ein Blumenkohlortyp aussehen, benahm sich unglücklicherweise aber nicht so. „Wir unterhalten hier ein ehrliches Haus, und wir bezahlen immer unsere Schulden. Ich war nur etwas neugierig, wie Sie es geschafft haben, so schnell soviel zu gewinnen...“ Er nahm den Briefbeschwerer in die Hand und fing an, daran herumzudrehen. „Haben Sie ein ‚System‘?“

Ich knickte meine Daumen in die Handflächen und lachte zurückhaltend. „Ich fürchte, so schlau bin ich nicht. Wenn ich... zuviel trinke, habe ich einfach ein Gespür für Zahlen und Einsätze. Ich bin so eine Art idiotischer Wilder.“ *Im Augenblick idiotischer als wild.*

„Ich verstehe. Und der kleine Kasten, den Sie anscheinend stets bei sich tragen – der enthält keine Elektronik, oder?“

Ich sah auf ETHANACS Behälter hinunter, um einen Ausdruck entsetzlicher Angst zu verbergen. *Mein Gott, weiß er es? Er auch?* „Der? Nein, natürlich nicht. Das ist... meine künstliche Niere.“ Ich blickte wieder auf, Unschuld war grimassenhaft auf meinem Gesicht eingefroren. „Ich kann ohne sie nicht leben.“

Auf Salads Gesicht legte sich nun ein Ausdruck totaler Ungläubigkeit; ich erkannte erleichtert, daß das, was immer er auch zu wissen vermeinte, jedenfalls nicht die Wahrheit war. Doch dann verwandelte ein Verdacht seine Augen in kalte Kiesel. „Ich bin sicher, daß die moderne Technologie etwas Besseres zustande bringt.“

„Es ist ein Erbstück.“ Ich besitze für Leute, die mir rüde Fragen stellen, einen Satz von Musterantworten; aber gewöhnlich kann ich mich an so einem Punkt einfach umdrehen und weggehen. Er sah mich an. „Äh... erbliches Nierenversagen in meiner Familie... Abwehrprobleme bei Implantationen...“

Sein Gesichtsausdruck änderte sich nicht. Er warf einen Blick auf einen meiner Begleiter, die immer noch erwartungsvoll wie Aasgeier neben der Tür standen, und sagte auf arabisch: „Sieh nach.“ Der Rausschmeißer trat an mich heran und riß mit roher Gewalt den Kasten auf.

„Nun?“ Salad beugte sich vor.

Der Rausschmeißer zuckte mit den Schultern und zog ein leicht angewidertes Gesicht. „Das wird es wohl sein. Entweder das, oder er hat ein transportfähiges Gerät noch da drin.“ Salad machte wieder eine Handbewegung, und er ging weg.

Ich zurrte mit zitternden Fingern den Kasten fest. Er ist ein vollkommener Schwindel, eine Attrappe, die jeden Arzt hinters Licht zu führen vermag, der zufällig seine Nase hineinsteckt; amerikanisches Know-how hat ETHANACS Einzelteile so klein gemacht, daß sie in eine dünne Wand des Kastens passen. (Die Ironie bei modernen Computern besteht darin, daß sie um so kleiner sein müssen, je schneller und komplizierter sie werden, denn selbst das Licht bewegt sich für sie nicht mehr schnell genug.) Aber ich war durchaus nicht sicher gewesen, ob dieses Pack, was die Technik betraf, so ahnungslos war und darauf hereinfallen würde.

„Wenn dem Kasten also etwas passiert, sind Sie ein toter Mann, ist das richtig?“ Salad zog nicht vorhandene Augenbrauen in die Höhe und gab mit diesem Ausdruck zu verstehen, daß er sich diesen Sachverhalt merken würde.

Unglücklicherweise nur zu richtig, zumindest für zwei von uns... Aber ich hatte ihn wenigstens davon abgebracht, darüber nachzudenken, um was es sich wirklich handelte – doch dann, warum sah er mich so an? „Ich hoffe, Sie glauben nicht, daß ich Sie hinters Licht führen wollte...“

„Natürlich nicht“, erwiderte er wenig überzeugend. „Wir wissen, daß Sie uns unmöglich bei so vielen unterschiedlichen Spielen hinters Licht führen können. Sie müssen eine Art

einmalige Fähigkeit besitzen. Darum war ich auch so an der Dame interessiert, in deren Begleitung Sie sind...“

Das war keine Dame, das war meine Erpresserin. Ich zuckte mit den Schultern und sah dabei so abgestumpft wie menschenmöglich aus. „Sie hat nur versucht, mich aufzugabeln. Geld hat auf manche Menschen diese Wirkung.“

„Auch auf die beiden Männer, die dabei waren?“

Ich stand auf und runzelte ehrlich gekränkt die Stirn.

„Setzen Sie sich, Mr. Ring“, sagte Salad.

Ich setzte mich.

„Ich stelle lediglich fest, Mr. Ring“, er steckte versuchsweise einen Daumen in die Daumenschraube, „daß uns die drei bereits bekannt sind, die Sie heute ‚aufgegabelt‘ haben: Wir wissen, daß sie Spitzel sind und versuchen, Khorram Kabir Schwierigkeiten zu machen. Anscheinend glauben sie, daß sie von hier aus in sein Computernetz auf der Erde eindringen können...“ Der Ton und sein Gesicht zusammen überzeugten mich, daß Hana sich geirrt hatte, als sie meinte, der Anschluß würde sich hier im Kasino befinden. „Warum?“ Er sah mich erneut an.

„Sie wollen das System anzapfen.“

Die Überraschung auf seinem Gesicht war mit Enttäuschung vermischt, als hätte er eigentlich nicht erwartet, ich würde so bereitwillig gestehen. Vielleicht war er zufällig verrückt; ich war es aber nicht. „Warum wollten sie dabei Ihre Unterstützung haben?“

„Äh...“ stammelte ich und fing mich wieder. „Ich bin mit Softwarewartung beschäftigt, unten in den arabischen Territorien. Ich habe Erfahrung mit Computern.“ *Frag mich bloß nicht, wie groß meine Erfahrung ist.*

„Sie müssen ein sehr geldgieriger Mensch sein, Mr. Ring – um nicht zu sagen undankbar –, fünfzigtausend Seeyas von uns

zu gewinnen, sich dann umzudrehen und einzuwilligen, in unser Computersystem einzubrechen.“

„Einzuwilligen, zum Teufel! Sie erpressen mich...“

„Warum?“ Er beugte sich mit ungeheucheltem Interesse vor.

Ich fing an, mich wie ein einzelner Mungo in einer Schlangengrube zu empfinden: Meine Wendigkeit ließ nach. ETHANAC machte sich daran, Möglichkeiten auszuspucken... *Buchhalter? Schieber? Unterschlagungen? Keins vom oben Erwähnten?*... Ich sah ihn mürrisch an.

„Wenn es mir nichts ausmachen würde, darüber zu reden, wie könnten sie mich dann erpressen? Außerdem...“ fiel mir plötzlich ein, „wenn Sie wissen, daß sie nicht kriegen können, was sie wollen, warum machen Sie sich dann Sorgen?“

„Weil Mr. Kabir wissen möchte, wer sie darauf angesetzt hat.“ In seinen Augen glommen all die Dinge auf, die ich nicht sehen wollte, gerichtet auf jemanden, der in der Namenlosigkeit sicher war... bis er mich wieder ansah. „Wer?“

„Ich habe keine Ahnung“, sagte ich sehr leise. „Ich bin nur als Hilfskraft angeheuert worden; sie haben mir nicht alles erzählt. Glauben Sie mir, ich weiß es wirklich nicht...“

Für einen langen eisigen Moment war sein Blick wie eine Pistolenkugel auf mich gerichtet, und dann nickte er. „Ich glaube Ihnen. Ich glaube auch, daß Sie uns behilflich sein werden, es herauszufinden; nicht wahr, Mr. Ring? Sie werden sie uns sogar in die Falle treiben, oder? Damit wir alles herauskriegen können, was sie wissen...“

„Ich?“ Die zwei an der Tür kamen langsam durch das Zimmer auf mich zugeschlendert. „Das heißt, wie? Wie soll ich das Ihrer Meinung nach denn machen?“

„Sie werden Ihnen erzählen, daß der Anschluß sich hier in meinem Büro befindet. Wenn Sie mich heute abend auf einer der oberen Etagen des Kasinos sehen, werden Sie ihnen sagen,

daß sie ungestört in mein Büro schlüpfen können. Und wir nehmen sie fest.“

Die beiden Kerle hinter meinem Sessel machten jede Konzentration schwierig. „Warum? Wozu der ganze Umstand? Warum greifen Sie sie sich nicht selbst? Warum müssen Sie mich da hineinziehen...?“

Er lächelte wieder; eine unglückliche Angewohnheit. „Die haben Freunde; Sie nicht. Es gibt Gesetze hier in der Neutralen Zone. Wir können es uns nicht leisten, sie einfach so aufzugreifen – wir müssen sie zuerst auf frischer Tat ertappen. Ein Einbruch wäre ein hinreichender Anlaß.“

Und dann wären sie diejenigen, denen die Knochen zerbrochen würden... Es mußte einen Ausweg geben...

„Nein, Mr. Ring – denken Sie erst gar nicht daran. Diese Kunstniere da sieht sehr zerbrechlich aus. Und auch sonst macht Ihr Körper keinen sehr kräftigen Eindruck. Ich bin sicher, wenn Sie beabsichtigen sollten, das Hotel vorzeitig zu verlassen, würde Ihnen ein schrecklicher Unfall zustoßen. Ganz schrecklich...“

„Ich... verstehe.“ Entweder wurden sie zerbrochen, oder ich... Ich hatte die Wahl, jetzt gleich oder später zerbrochen zu werden, das hing ganz davon ab, wen ich betrog.

„Ich freue mich, daß wir die Angelegenheit klären konnten.“ Wenigstens einer von uns war mit der Regelung zufrieden. Er legte die Daumenschraube aus der Hand und wandte sich dem Telefon zu. „Ich lasse Ihnen jetzt das Geld auszahlen, Mr. Ring...“

Immerhin funktionierte ich noch soweit, daß ich mir einen leichten Schlag auf den Kopf versetzte und die Tonsequenz aufzeichnete. Diesmal waren es mehr Ziffern; er setzte sich tatsächlich mit dem Computer in Verbindung. Die Tatsache, daß ich meine ursprüngliche Mission erfüllt hatte, machte

keinerlei Eindruck auf mich; ich erhob mich wie ein Schlafwandler.

Salad beendete die Kodesequenz und legte den Hörer auf. Über den Tisch hinweg wandte er sich wieder an mich. „Vielen Dank für Ihre Bereitschaft, mit uns zusammenzuarbeiten, Mr. Ring. Ich weiß, daß Mr. Kabir sehr dankbar sein wird.“ Er streckte mir die Hand hin.

Zu benommen, um erstaunt zu sein, gab ich ihm meine, und wir schüttelten sie.

Ich mag Yarrow, ich mag ihn wirklich; er ist für mich wie ein Bruder... Allerdings ist es leider so, wenn jemand seine Hand quetscht, dann bin ich es, der am liebsten schreien würde.

Auf der leeren Garderobe lag eine kurze, rätselhafte Notiz, als ich in mein Zimmer zurückkam, die von Hana unterschrieben war und eine andere Zimmernummer angab. Ich nahm an, sie wollte mich dadurch auffordern, mich in einem anderen Zimmer zu ihnen zu gesellen, doch ich streckte mich statt dessen auf dem Bett aus und steckte meine sich langsam verfärbende Hand in den Kühlschrank. Auf der verzweifelten Suche nach ein klein wenig Normalität, die mir helfen würde, mich zu konzentrieren, stellte ich den Fernsehapparat an; ein lächelnder Ansager erklärte mir fröhlich: „Schließlich ist es Ihre Beerdigung...“

Verdammte Unterhaltungssendungen. Ich wechselte wütend den Kanal und versuchte, über die Falle nachzudenken, in der ich mich befand. Doch kein Teil von mir konnte mit einer Antwort aufwarten, die den Rest zufriedengestellt hätte: ETHANAC war sicher, der logische Pfad zur Rettung würde über das Aufbröseln und erneute Zusammensetzen der schrecklichen Verwicklungen führen... Yarrow wollte einfach alles Hana Takhashi gestehen und unser Leben trotz ihrer erkennbar oberflächlichen Einstellung ihm gegenüber in ihre Hände legen... Und ich? Ich war damit beschäftigt, mich über

die Tatsache zu ärgern, daß kein Mensch im gesamten Sonnensystem, Hana eingeschlossen, zugestehen wollte, daß Ethan Ring eine Realität besaß – vom Recht auf Leben ganz zu schweigen. Verdammt noch mal! Ich konnte es mir nicht leisten aufzugeben, ich konnte es mir nicht leisten, irgend jemandem außer mir selber zu vertrauen...

Es klopfte an der Tür. „Hereinspaziert“, sagte ich mürrisch; „schließen Sie sich der Menge an“, denn im Grunde erwartete ich die nächste Erpresserbande.

„Es nützt überhaupt nichts, wenn Sie sich in Ihrem Zimmer verstecken.“ Aber es war nur Hana. Nur. Und allein. „Was treiben Sie?“ wollte sie wissen und knipste das Licht an, das ich noch gar nicht vermißt hatte.

Wird es schon dunkel? Du meine Güte! „Ich habe gerade einen kleinen Nervenzusammenbruch.“ Ich setzte mich erschöpft auf.

„Kommen Sie...“ Sie lächelte, als wollte sie mich dazu bringen, meinen Spinat zu essen. „Es tut überhaupt nicht weh.“

Oh, Lady, wenn du wüßtest. Ich stellte sie mir in den Händen des Marquis de Salad vor. Doch dann sah ich mich in seinen Händen... Ich nahm die Hand, die sich dort schon befunden hatte, aus dem Kühlschrank und betrachtete sie nachdenklich.

„Mein Gott, was haben Sie mit Ihrer Hand gemacht, Yarrow?“ Sie kam durch das Zimmer und strahlte förmlich vor plötzlicher Sorge.

„Ich habe damit gar nichts gemacht. Ich... habe sie in einer automatischen Tür eingeklemmt.“

„Das ist ja schrecklich.“ Sie strich mit warmen Fingern vorsichtig über die Wunde, und ich war nicht sicher, ob sie schrecklich fand, was passiert war, oder wie die Hand aussah. „Weiß die Geschäftsleitung davon?“

„Die weiß Bescheid“, sagte ich. „Glauben Sie mir, die weiß Bescheid.“

„Sie haben heute wirklich kein Glück gehabt, was?“ Sie sah mich mit diesem reumütigen Lächeln an. Ich wandte den Blick davon ab; doch die seidene Bluse mit den Lotusblüten half auch nicht weiter, aufgeknöpft bis hinunter...

„Sie haben ja keine Ahnung.“ Ich stand abrupt auf und ging quer durchs Zimmer zum Fenster. Die Eisschicht schmolz immer noch von den Dachkanten des Xanadu; silbrige Tropfen blitzten flüchtig auf, wenn sie durch den Lichtschein des Fensters stürzten und sich von der zunehmenden Düsternis dahinter abhoben. Beim Hinsehen wurde meine Stimmung auch zunehmend düsterer, und ich sagte: „Was ist mit Ntebe und Kraus?“

„Sie kommen gleich.“ Ihre Stimme klang wieder kühl und unpersönlich. Sie holte einen kleinen Störsender aus der Tasche und stellte ihn neben das Telefon auf den Tisch. „Haben Sie einen Zugriffskode für den Computer erhalten, wie Sie es geplant hatten?“

„Ich habe einen. Aber...“

„Aber?“

„Aber nichts“, sagte ich, weil ich wußte, daß ich womöglich an Selbstmord gedacht hätte, wenn ich mich in diesem Moment nach ihr umgesehen hätte. Ich entschied, daß ich ebenso gut auch den Einbruch durchführen und ihn dazu benutzen könnte, Salads Falle mit einem Köder zu versehen, wenn es sein mußte. Außerdem, vielleicht – nur vielleicht – würde ich dabei etwas erfahren, was uns alle aus diesem Durcheinander herausbringen würde.

Ich ging an die Bar neben dem Bett, ohne Hana dabei direkt anzusehen, und goß mir etwas zu trinken ein.

„Sie sind ja Linkshänder“, zerrte ihre Stimme an meiner Schulter.

„Nur wenn ich in Bedrängnis bin“, scherzte ich unabsichtlich. Ich hob die verletzte Hand in die Höhe. Dank ETHANAC

funktioniere ich beidhändig; gewohnheitsmäßig bin ich immer noch Rechtshänder.

Sie seufzte freundlich. „Haben Sie etwas dagegen, wenn ich mich anschließe? Wenn ich auch etwas trinke, meine ich?“

Ich goß ihr ein Glas Paradiesmilch ein und gab es ihr schweigend, da ich nicht in der Lage war, an etwas anderes als an ein Geständnis zu denken.

„Danke.“ Sie nickte. „Die Idee, wir könnten in Reichweite unseres Zieles sein, setzt sich allmählich bei mir fest... Und wenn wir Erfolg haben, haben wir das Ihnen zu verdanken.“

„Und wenn nicht, haben Sie es auch mir zu verdanken.“ Ich leerte mein Glas.

„Sie sind ein merkwürdiges Wesen, Michael Yarrow...“

„Ethan Ring.“

„... ich habe widerstreitende Signale von Ihnen empfangen.“ Sie bemühte sich, meinen Blick zu fesseln. „Stimmt's?“

„Das liegt an meiner gespaltenen Persönlichkeit.“

„Wissen Sie, letzte Nacht im Kasino, da war es eigentlich gar nicht Ihr Spiel, was mich auf Sie aufmerksam machte... Und heute nachmittag, als Sie sagten...“ Sie stand plötzlich auf und trat mir von Angesicht zu Angesicht gegenüber.

„Sie sind nicht die einzige, die widerstreitende Signale empfängt.“ Ich zog mich zurück und stellte mich vor den Fernsehapparat. „Und jetzt“, erklärte mir der Ansager, „der Schluß des historischen Dramas *Stalin, Mann aus Stahl*.“

„Erzählen Sie mir doch mal“, sagte ich verzweifelt, „was Spitzel in ihrer Freizeit machen?“ Wobei mir klar wurde, daß es eigentlich nicht das gewesen war, was ich hatte sagen wollen.

Aber mit einem leisen Seufzer setzte sie sich wieder hin. „Oh, wir sitzen herum und spielen mit unserem Verstand.“

Zum Glück, nehme ich an, klopfte es wieder an der Tür. Ich ging hin und öffnete sie; Kraus und Ntebe standen davor. „Erpresser bitte nach hinten durchtreten.“

Kraus drängte sich angewidert an mir vorbei, und Ntebe folgte ihm ins Zimmer. Sie blickten Hana an, Glas in der Hand, auf meinem Bett sitzend, und dann mich.

„Wirklich, Hana“, sagte Kraus tadelnd. „Erst die Arbeit, dann das Vergnügen.“

„Zum Teufel noch mal“, brüllte ich wie ein Schwachsinniger los. „Sind Sie alle verrückt geworden? Sind Sie hier, um einen Computer anzuzapfen oder nicht? Ich mache doch nicht mit, weil es mir Spaß macht! Und ich habe keine Lust, mich wie ein Spielzeug behandeln zu lassen!“ Ich starrte sie an und suchte krampfhaft nach meiner Würde. „Brechen wir diese Amateurvorstellung endlich ab.“

Ich ging zum Telefon, ehe jemand mich mit einer wütenden Erwiderung von den Beinen hauen konnte, und schloß ETHANACS Terminal an. Ich drückte die Zahlen, die Salad benutzt hatte, und dann den Kode. Ich versetzte mir einen kurzen Schlag auf den Kopf, stand ungefähr eine halbe Minute lang schweigend da und legte den Hörer auf. Zumindest sah es für die anderen wahrscheinlich so aus. In der Zwischenzeit war ETHANAC in den primitiven Computer des Kasinos eingedrungen und hatte ihn wie ein Vampir ausgesogen. Ich spürte, wie die Daten in mein Bewußtsein einsickerten, die Worte bestätigend, die ich bereits geprobt hatte: „Tja, Ihre Vermutung war falsch. Hier ist nicht der Anschluß zu Kabirs irdischem Computernetz. Ich habe aber herausgefunden, wo er wirklich ist.“ Und das Unglaubliche war, daß das sogar der Wahrheit entsprach.

„Erwarten Sie, daß wir das glauben?“ fragte Kraus kühl. „Kein Mensch hätte derart schnell in das System einbrechen können. Für wie blöde halten Sie uns eigentlich?“

„Ich hoffe, du erwartest nicht, daß er darauf antwortet.“ Hana nippte an ihrem Glas.

Ntebe machte ein ehrfürchtiges Gesicht. „Du sprichst mit einem computerisierten Fassadenkletterer, Basil, nicht einfach nur mit einem menschlichen Wesen. Wenn das, was in der Literatur gemunkelt wird, wahr ist, dann kann der ETHANAC 500 fünfhundert Milliarden maschinelle Operationen pro Sekunde leisten. Er ist als Alptraum eines jeden Sicherheitsbeauftragten entwickelt worden... Was haben Sie also herausgefunden?“ Er sah mich wieder an, und zwar mit dem ganzen erwartungsvollen Vertrauen, das man normalerweise in Gott hat.

Ich ging als Mensch durch. Und Ethan Ring, der elektronische Judas, begann sie mit Lügen zu füttern.

Wir gingen sehr zivilisiert gemeinsam mit der abendlichen Menge zum Dinner hinunter, darauf wartend, daß das Kasino sich wieder füllen würde, das Unausweichliche vor uns herschiebend. Ich mußte etwas gegessen haben, denn ich fand mich vor einem leeren Teller sitzen, auf dem ein leerer Fleischspieß anklagend auf mein Herz zielte. Ich mußte auch eine Unterhaltung geführt haben, Gott weiß, wie; ich konnte mich an kein Wort davon erinnern.

Weil sie darauf hereingefallen waren, wie Einwohner von Illinois, die hastig zugreifen, wenn ihnen ein unerschlossenes Grundstück in Lagrange angeboten wird. Sie hatten den ganzen unwahrscheinlichen Brocken geschluckt. Und hier saßen sie nun, bereit, in Salads Büro zu schleichen, wenn er nicht drin war – ohne eine Spur von Angst, Schande über ihre ehrlosen Seelen. Und warum sollten sie mir nicht vertrauen, da meine Sicherheit doch von ihrem Erfolg abhing. Und von ihrem Mißerfolg... Meine Gedanken drehten sich im Kreis,

wie in einer Schlinge gefangen. Es mußte eine Antwort geben. Es mußte. Aber die Verarbeitung der Daten, die ich aus dem Kasinocomputer gefischt hatte, hatte mir auch nicht auf die Sprünge geholfen...

Mir fiel durchaus nichts ein, was mich und die Spitzel-AG im selben Zustand aus der Sache herausgebracht hätte, in dem wir in sie hineingeraten waren. Selbst wenn ich mich ihrer Gnade auslieferte und sie zustimmen würden, mich nicht zu verraten, bezweifelte ich, daß ich jemals unbemerkt vom Olympus Mons herunterkommen würde. Und wenn ich mit dem Betrug an ihnen fortfuhr, bezweifelte ich nicht, daß ihre Freunde schon darauf warteten, mir zur Strafe Handschellen anlegen zu lassen. Und hatte Hana mit dem hilflosen Opfer nur ihr Spielchen getrieben, da oben in meinem Zimmer, oder meinte sie wirklich, was zu sagen ich ihr nicht die Möglichkeit gegeben hatte...? Ich war nicht in der Lage, das zu entscheiden, und auch nicht einmal sicher, ob es überhaupt eine Rolle spielte. Weil ich die intelligenteste, geistreichste, schönste Frau zweier Welten nicht dem Moloch ausliefern konnte: „Hana, ich...“

Drei stämmige Kerle, offenbar in Anzüge aus Sackleinen gekleidet, starrten mich unverwandt an, als sie an unserem Tisch vorbeigingen. Ich duckte mich unterwürfig, weil ich sie für Salads Leute hielt, bis mir auf einmal die Erleuchtung kam, daß kein Rausschmeißer mit Selbstachtung sich so anziehen würde. Ich hörte Hana etwas von „Veggies“ sagen, und mir fiel ein, daß es sich um Mitglieder der Liga zur Erhaltung der Vegetation handeln mußte, einer weithin verachteten Naturschutzgruppe mit Sitz auf der Erde. Ich sah sie durch ein Meer von ockergelber Tischwäsche auf die Herrentoilette zusteuern und stellte fest, daß ihre ungeschlachte Erscheinung teilweise auf ihre frische Ankunft von der Erde, auf den

Mangel an Anpassung an die geringere Schwerkraft auf dem Mars zurückzuführen war.

Ich empfand auf einmal meine eigene Entfremdung wieder, durch mein Schicksal von der grellen Normalität des Raumes und den glücklichen, vergeßlichen Touristen rings um mich her abgeschnitten... Touristen. Natürlich. *Natürlich!* „Entschuldigung.“ Ich schob geräuschvoll meinen Stuhl zurück und kam stolpernd auf die Beine. „Toilette...“

Als ich den Tisch verließ, hörte ich Kraus murmeln: „Man könnte meinen, er hätte den Gral gesehen.“

In der Halle, die zu meiner Rettung führte, stand ein Telefon. Ich schob meine Karte in den Schlitz und tätigte einen raschen Anruf, bevor ich durch die dunkle Holztür trat.

Es gibt eine ganze Reihe wunderlicher Gruppen auf dem Mars, die vor jeder nur vorstellbaren Plage auf der Erde geflohen sind. Gewöhnlich kommen sie hier ganz gut zurecht, weil genügend öde Trostlosigkeit für jeden vorhanden ist. Aber Schutz der Natur ist eine sehr unpopuläre Angelegenheit; es ist zwar nicht gerade eine Obszönität, hat aber auch vier Silben und kommt ihr damit schon sehr nahe. Ich nahm an, die drei verschlossenen Männer, die sich eben die Hände wuschen, würden sich auf einer Art Faktfindungstour befinden; was im Grunde genommen hieß, daß sie auf Ärger aus waren. Und ich war genau der richtige Bursche, der ihn ihnen verschaffen konnte...

Ich ging daran, vor dem Spiegel meine Krawatte zu richten, und als der erste Veggie zu mir aufsah, sagte ich mitfühlend: „Wissen Sie, ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, wie Sie all die Beschimpfungen und Beleidigungen aushalten.“

Er drehte sich langsam ganz mir zu. „Was für Beschimpfungen und Beleidigungen...?“

„Nun, ich will hier natürlich keinen Ärger stiften“, log ich, „aber die beiden Herren an meinem Tisch haben doch

tatsächlich gesagt, daß Sie..." Ich beugte mich zu ihm und flüsterte es ihm ins Ohr.

„Warzenmelonen!“ brüllte er. Die drei stürmten gleichzeitig aus dem Raum. Da sie frisch von der Erde kamen, schätzte ich, daß es jeder von ihnen leicht mit zwei muskelschwündigen Marsbewohnern aufnehmen konnte...

Ich stand allein in der gekachelten Einsamkeit und lauschte den Schlachtgeräuschen.

„Ich wollte schon immer einmal ein blaues Auge haben..." meinte Hana mit leerer Stimme, „seit ich ein kleines Mädchen war.“

„Ich nehme an, wir kriegen auch noch die dazu passenden Exemplare.“ Ich warf einen einäugigen Blick auf die festverschlossene Tür unserer Zelle und lächelte heiter. Auf dem einen Bett lag Hana ausgestreckt, auf dem anderen ich. Der Raum war nur halb so groß wie mein Hotelzimmer, dafür aber auch nur halb so bequem. Ehe der Kampf losgegangen war, hatte ich die Ordnungshüter der Neutralen Zone angerufen, die in allen die Touristen betreffenden Problemen die ausschließliche Rechtsprechung ausüben. Ein Gefängnis, das unter normalen Umständen für reiche Trunkenbolde da ist, hat natürlich nichts mit dem Durchschnittsgefängnis gemein, wie wir es kennen.

Im Augenblick war es allerdings ein wenig überfüllt – die gesamte Strafanstalt war vorübergehend mit kampflustigen Gästen aus dem Xanadu vollgestopft. Ntebe und Kraus waren ursprünglich mit uns zusammengespart gewesen, kurze Zeit später jedoch aus Gründen, die ich nur ahnen konnte, wieder abgeführt worden. Doch als ich jetzt horchend dalag, meinte ich, sie zurückkommen zu hören, immer noch so laut wie der schuldigste Schurke, der je gelebt hat, ihre Unschuld

beteuernd. Und selbst der Gedanke daran, was sie im Schilde führen könnten, wenn sie wieder hier bei uns in der Zelle wären, konnte meine strahlende Erleichterung nicht beeinträchtigen.

Nun ja, vielleicht ein bißchen.

Die Zellentür ging auf. Ntebe und Kraus hinkten herein, blutig, doch ungebeugt. Sie sahen mich an, als hätten sie als nächstes Verbrechen Mord auf dem Programm, und die Tür klappte hinter ihnen ins Schloß.

Ich stand besorgt auf, genau wie Hana, und sie sagte: „Ihr nehmt die Betten. Ihr seht aus, als würdet ihr sie dringender brauchen als wir.“ Ich sah die Sorge auf ihrem Gesicht und haßte den Gedanken an die Veränderung, die sich in ein oder zwei Minuten darauf abzeichnen würde.

Ntebe sagte: „Du Sohn einer rädigen Hündin!“ und blickte mich dabei direkt an. Aber er ging an mir vorbei und ließ sich schwer auf das leere Bett sinken. „Ich glaube, ich habe eine Gehirnerschütterung. Keine schwere, aber ich kann nicht mehr richtig gucken.“ Das sagte er zu Hana.

„Das ist sein Werk“, meinte Kraus und wies mit einer zittrigen Hand auf mich. „Das hat er mit Absicht gemacht!“ Er warf wilde Blicke um sich. „Und ich hätte denen erzählen können, wer er ist, und habe es nicht gemacht...!“ Er drehte sich um und trommelte mit der flachen Hand gegen die Tür. „Wache! Wache!“

„Basil, bitte...“ Ntebe verzog das Gesicht. „Was glaubst du denn, was das hier für ein Pesthaus ist? Nimm das Telefon.“

„Einen Moment mal.“ Hana schüttelte den Kopf und legte die Hand fest auf den Hörer, ehe Kraus herankam. „Was geht hier vor? Wovon redet ihr? Beruhige dich, Basil...“

Er atmete tief durch. „Dein Preiscomputer hat diese verdammten Veggies auf uns gehetzt, als er auf der Toilette war. Sie haben *uns* der üblen Nachrede beschuldigt!... Was

hast du ihnen erzählt, Yarrow? Was hast du geschagt?“ Mit einer dicken Lippe war er zu korrekter Aussprache kaum in der Lage.

Ich behielt ein ernstes Gesicht. „Wir haben uns einfach nur über Melonen unterhalten.“ Dies in dem Bewußtsein, was auch geschah, zumindest würde ich immer die Befriedigung besitzen, sie gerettet und zugleich mit ihnen abgerechnet zu haben.

Er kam, auf einmal sehr ruhig, auf mich zu; und während ich dastand und mich fragte, was er wohl vorhaben mochte, zerrte er mir ETHANAC vom Gürtel ab und zog dabei den Stecker aus meiner Wirbelsäule.

Noch nie zuvor war der Kontakt derart abrupt unterbrochen worden. Ich schwankte, sah funkelnde Perserteppiche vor mir und setzte mich hart auf den Fußboden...

Den Kopf schüttelnd, blickte ich zu Kraus' selbstgefälligem Papageiengesicht auf – und mochte ihn ebensowenig wie Ring. Er stand schadenfroh über mir und sah aus wie einer der Schurken in einem Rittercomic. ETHANAC baumelte in seiner Hand. Ich griff danach, aber er zuckte, immer noch lächelnd, zurück, während die anderen nur dastanden und ein dummes Gesicht machten.

Ich lehnte mich angewidert zurück. „Kraus, warum steckst du dir nicht deine Nase ins Ohr und schnaubst dir den Bregen raus?“ Hanas Mund zuckte.

Er bekam ein rotes Gesicht, aber er hatte immer noch alle Trümpfe gegen mich in der Hand – und wußte es. Er schwang ETHANAC wie einen Gummischlauch herum. „Sie haben diese Wahnsinnigen auf uns gehetzt, damit wir unseren Plan nicht ausführen konnten. Geben Sie es zu!“

Ich krümmte mich, zog die Knie hoch und fühlte mich, als hätte er mir die Hose statt des Gehirns gestohlen. Vielleicht, weil das bei dieser Bande dasselbe war. Ich kam mir nackt vor,

als Hana mich ansah. „Okay“, meinte ich achselzuckend. „Ich gebe es zu. Verklagen Sie mich also.“

„Wir werden noch viel mehr tun, wenn wir an diesen Anschluß nicht herankommen...“ erwiderte Ntebe. Er ballte die Hand zur Faust.

„Aber warum?“ wandte Hana sich mit gerunzelter Stirn an ihn, brachte das Stirnrunzeln aber mit, als sie sich mir wieder zuwandte. „Warum sollte er? Es hat einen Grund gegeben, stimmt’s? Es muß einen Grund gegeben haben, Yarrow...“ Ihre Stimme hatte einen beinahe beschwörenden Klang.

Ich lächelte. „Endlich haben Sie meinen Namen begriffen.“

Sie blickte mich verständnislos an.

Kraus riß ETHANACS Kasten auf; er fing an, wie ein Affe, der nach einer Banane sucht, darin herumzufummeln. „Wenn Hana wissen will, warum, Yarrow, dann werden Sie es ihr sagen...“

„Verdammt noch mal, hören Sie auf, an dem Zeug herumzufingern! So eine Kunstniere ist ja nicht gerade billig.“ Mir hing es allmählich zum Hals heraus, in seinen Heldenphantasien auf der falschen Seite zu stehen.

„Oh, hör auf, Basil.“ Hana schlug den Kasten zu und hätte ihm dabei beinahe die Finger eingeklemmt. „Mach niemals etwas kaputt, wenn du nicht sicher bist, ob du es hinterher nicht bereust... So, und jetzt zu dem Grund.“ Sie griff sich an ihr blaues Auge.

Ich schüttelte den Kopf und starrte sie an. „Wann werdet ihr endlich einmal begreifen, daß ihr mich nicht an den Daumen aufzuhängen braucht, um meine Mitarbeit zu gewinnen? Ich will sagen, hat euch niemand beigebracht, daß ‚bitte‘ das Zauberwort ist? Natürlich gab es einen Grund!“ Ich erzählte ihn ihnen, einschließlich der Daumenschrauben und des Handschlags und des Restes. „Ihr solltet verdammt froh sein, daß Ring sich etwas hat einfallen lassen, ihr lausigen

Undankbaren. Salad hatte euch nämlich von Anfang an durchschaut.“

„Und wenn Ihnen nichts eingefallen wäre, dann wären Sie nach Plan vorgegangen und hätten uns diesem Sadisten ausgeliefert?“ Hana machte ein grimmiges Gesicht.

„Ihr wart doch nur allzu bereit, mit mir dasselbe zu machen, und zwar mit weitaus weniger Grund!“ Ich stand auf, mich wie ein Kabel unter Hochspannung fühlend. „Ihr habt vielleicht Nerven, will ich euch mal sagen, rennt in der realen Welt herum und tut so, als wüßtet ihr, was ihr tut. Tretet meine Leben herum, als wären sie eine Art Fußball. Die Spitzel-AG sollte euch in einen Elfenbeinturm sperren und den Schlüssel wegschmeißen!“ Ich holte tief Luft. „Ich will euch mal etwas über Schmerz erzählen. Schmerz *tut weh!*“ Ich wedelte mit meiner Hand vor ihnen herum. „Es spielt keine Rolle, ob man Keulen oder Elektroden benutzt; eins ist Schmerz immer, nämlich real. Wenn ihr Kasper euch also das nächste Mal einen Spaß damit erlaubt, dann versucht euch mal vorzustellen, wie es wäre, wenn man sich den Spaß mit euch machen würde.“ Ich trat vor und nahm Kraus ETHANAC aus der Hand, und keiner versuchte, mich daran zu hindern.

Ich schob mir die Schnur unters Hemd und suchte die Steckdose in meinem Rückgrat. Hana sagte: „Yarrow, warten Sie.“ Ich wartete und sah sie an. „Warum haben Sie dies alles nicht vorher gesagt? Warum die verworrenen Spinnweben und Taschenspielertricks?“

Ich grinste schwach. „Ich wollte es Ihnen sagen, Lady Luck, wirklich. Leider wurde ich überstimmt. Ring ist irgendwie paranoid – Sie dürfen seine Herkunft nicht vergessen. Manchmal weiß er nicht, wem er trauen soll. Und ETHANAC... na ja, er *liebt* es, den schwierigen Weg zu gehen. Es tut mir wirklich leid...“

„*Ihnen* tut es leid...?“ erkundigte sich Kraus.

Hanas Gesichtsausdruck war schwer zu entziffern. „Sie sind tatsächlich ein anderer, stimmt's? Sie sind nicht Ethan Ring.“

Ich nickte. „Das hat er Ihnen ja die ganze Zeit zu erklären versucht.“

„Sind Sie wirklich glücklich damit? Verloren, ausgepreßt, übernommen... Macht es Ihnen tatsächlich Spaß, dieses... Ding wie eine Hundeleine an sich gekettet zu haben?“

Ich grinste. „Wenn ich Ihnen erzählen würde, wie wohl ich mich damit fühle, würden Sie mich wahrscheinlich ohrfeigen. Außerdem ist eine Menge von Ring in mir. Ebenso wie von ETHANAC. Das Beste von uns beiden. Ohne uns wäre er nirgends...“ Ich steckte den Stecker rein und winkte zum Abschied.

Und winkte bei der Ankunft. Das Vergnügen der Rückkehr machte es mir schwer, ärgerlich zu bleiben... „Hi, Freunde. Tut mir leid, daß wir so rüde unterbrochen wurden.“ Ich warf einen Blick auf Kraus.

„Ich bitte um Verzeihung“, sagte er und brachte es fertig, so auszusehen, als würde er es beinahe ernst meinen.

„Wir bitten alle um Verzeihung“, fügte Hana hinzu, als würde sie es wirklich meinen. „Und wir danken Ihnen auch. Ihnen... dreien.“

„Angenommen.“ Ich nickte.

„Ich möchte Ihnen versichern, daß die ganze Sache auch für uns kein Witz war oder ist, Yar-Ring.“ Ntebe beugte sich vor und vergrub den Kopf in den Händen. „Es stimmt, wir hatten nicht das Recht, Sie da hineinzuziehen. Aber unsere Absicht, an den Schlüssel zu dem Computersystem heranzukommen, kann man auch nicht als lustigen Streich abtun. Er hätte für ein unterdrücktes Volk der Schlüssel zur Freiheit sein können. Das sollten besonders Sie verstehen.“ Er streckte sich auf dem Bett aus und legte einen Arm über die Augen. „Aber da wir uns in

bezug auf den Standort des Anschlusses geirrt haben, ist sowieso alles akademisch...“

Der Ausdruck, der sich auf Hanas Gesicht niederließ, und dann auf dem von Kraus, paßte zu seinem Ton. Kraus setzte sich auf das andere Bett und legte sich dann seufzend hin. Hana schüttelte den Kopf und lehnte sich entmutigt an die Wand. „Ich glaube, mit dem Elfenbeinturm hatten Sie recht...“

„Als ich Ihnen erzählte, daß ich weiß, wo der richtige Anschluß sich befindet, hatte ich auch recht.“

„Bitte?“ Sie blickte zu mir auf, als hätte ich gerade eingestanden, Transvestit zu sein. „Wovon reden Sie?“

„Als ich in die Geheimnisse dieses Computers eingedrungen bin, habe ich herausgekriegt, wohin man Khorram Kabir die Post schickt. Und das ist...“

Ein elektronischer Summton ertönte, und die Tür glitt auf. Dahinter stand Birnbaum, der Friedensstifter mit dem leeren Gesicht, der uns hier eingesperrt hatte. „In Ordnung, Lady. Sie und Ihr Mann sind frei und können gehen. Bitte entschuldigen Sie die Unannehmlichkeiten.“

„Mann?“ wandte ich mich mit unterdrückter Stimme an Hana. Hatte sie zu mir gehalten? Hatte einer von denen...

„Gehen wir, mein Lieber.“ Sie nahm mit fester Hand meinen Arm und zog mich zur Tür. „Er ist immer noch nicht ganz bei sich...“ Sie lächelte süß. „Wenn er es überhaupt je war.“

Kraus und Ntebe erhoben sich von den Betten, aber Birnbaum winkte sie zurück. „Sie bleiben hier. Man hat noch nicht entschieden, ob Sie die Opfer oder der Anlaß des Kampfes sind.“

Hana blieb neben ihm stehen. „Aha, wie lange wird das noch dauern? Wir möchten unsere Freunde nicht gern zurücklassen...“

„Das läßt sich wohl nicht vermeiden, Lady.“ Birnbaum zuckte mit den Schultern. „Sie sind frei. Die nicht. Ich habe

keine Ahnung, wie lange es noch dauert, bis das aufgeklärt ist.“

„Und jetzt?“ Hana lehnte sich zurück und legte den Kopf an das eloxierte Gitter der Bank auf dem Platz. Der Platz liegt, wie der größte Teil der Touristenanlage auf dem Elysium, unter der Erde, damit er nicht auskühlt. Wir saßen wie elende Waisen da und starrten die Touristen an, die ihrerseits in grell erleuchtete Schaufenster starrten. „Tja, ich könnte die da hineinwerfen und mir etwas wünschen.“ Ich hielt meine Kreditkarte in die Höhe, den einzigen Besitz, den ich im Augenblick noch hatte, und deutete auf den Springbrunnen in der Mitte des Platzes; goldene Kugeln und Sterne aus farbigem Licht schwebten auf dem perlenden Wasserstrahl auf und ab.

„Wenn wir doch bloß Cephas und Basil herausholen könnten!“ Sie bearbeitete ihr Knie mit der Faust. Über den Knöcheln spannte sich die Haut. „Verdammt noch mal! Wenn Salad auch nur den Verdacht hat, daß Sie hinter die Wahrheit gekommen sind, dann ist jede Minute, die wir länger warten, von Übel.“ Ihr Mund wurde schmal.

„Offen gestanden, sie haben ausgesehen, als wären sie genauso nützlich wie eine blinde Plötze, jedenfalls in den nächsten Tagen. Ich weiß nicht, wieviel Aufopferung man ihnen noch zumuten kann.“

Ihr Seufzer hatte einen leicht mürrischen Klang; sie strich sich die Haare zurück. „Nun, Sie können wenigstens mir sagen, wo Kabir ist...“

„Er ist Mönch geworden.“

„Soll das ein Witz sein?“

„Dann möchte ich tot umfallen. Er ist in irgendein Kloster eingetreten, das im arabischen Sektor unten am Pol Land verpachtet. Eine von diesen verschrobenen Gruppen von der

Erde, der Ort heißt Debre Damo – es handelt sich um eine obskure christliche Sekte.“

„Davon habe ich gehört. *Ethnocentricities* hat darüber mal etwas gebracht... Aber bei allen alten Göttern, ich kann mir Khorram Kabir nicht vorstellen, wie er in einem christlichen Kloster Perlen zählt!“ Sie warf mir einen prüfenden Blick zu, um festzustellen, ob ich es ernst meinte. „Ich weiß, daß er sich gern versteckt, und kein Mensch weiß eigentlich, was für ein Mensch er ist; doch ich hätte mir nie vorgestellt...“

„Ich bezweifle irgendwie, daß er irgend etwas zählt, es sei denn, es handelt sich um Seeyas.“ Ich zuckte mit den Schultern. „Aber wer weiß? Er ist immerhin so exzentrisch, daß er sich durch einen Boten informieren läßt, nicht über einen Computeranschluß. Ich würde meinen gesamten Kredit darauf setzen, daß der Anschluß sich da befindet, wo er ist, nämlich in dem Kloster. Auf die Idee, ausgerechnet dort danach zu suchen, würde wohl kein Mensch kommen.“

Sie senkte nachdenklich den Blick. „Aber Frauen sind da nicht zugelassen!“

„Bei den Mönchen?“

Sie nickte. „Sie dulden auf ihrem Gelände nicht einmal weibliche Tiere, um sich von dem, woran sie denken, nicht ablenken zu lassen...“ Sie rang nach einem Lächeln, verlor aber. „Einer ihrer Heiligen war so gläubig, daß er auf einem Bein stehend betete, bis ihm das andere aus Mangel an Benutzung abfiel. Auf allen Gemälden von ihm hat das Bein kleine Flügel, als Beweis dafür, daß es zusammen mit ihm in den Himmel aufgefahren ist... Und seit Jahrhunderten sind Hühner die einzigen weiblichen Wesen, die sie zu Gesicht bekommen haben!“ Sie gab ein paar gackernde Laute von sich. „Da wir gerade von sittlicher Haltung sprechen.“ Ihr Mund zuckte unentschlossen, als wüßte sie nicht, ob sie lachen oder fluchen sollte.

„Nun ja, was erwarten Sie von den Anhängern eines Mannes, der auf einem Bein stand, bis das andere abfiel?“

Sie gab auf und lachte. „Ich weiß nicht, warum ich lache... das ist widerlich, verdammt! Die ganze Situation ist widerlich...“ Sie ließ sich gegen meine Schulter fallen, und auf einmal war die Situation, von meiner Warte aus gesehen, alles andere als widerlich.

„Sagen Sie mal“, begann ich und ließ meinen Kopf ganz beiläufig an ihrem ruhen, „Sie haben dem Friedensengel gesagt, ich sei Ihr Mann...“

„Tut mir leid. Die wollten mich nicht zusammen mit drei Männern in einer Zelle lassen, wenn ich nicht wenigstens mit einem davon verheiratet wäre.“ Sie setzte sich auf, strich ihre seidene Bluse glatt und glättete die Falten in ihrer Hose.

„Wissen Sie, wenn man sich in den arabischen Territorien für verheiratet erklärt, dann wird das als offiziell vollzogen betrachtet...“

Sie warf mir einen forschenden Blick zu. „Ich dachte, das würde sich nur auf eine Scheidung beziehen. Und außerdem muß man es dreimal sagen.“

„Hm.“ Mich überfiel plötzlich das Gefühl der Ungreifbarkeit, als würde mir etwas entgleiten... „Wer sind Sie, Lady Luck? Was sind Sie? Woher kommen Sie und warum sind Sie hier?“ *Und warum spielt es für mich eine so große Rolle, daß ich das weiß?*

Sie lächelte. „Ich bin Japanerin und Zigeunerin. Von Beruf bin ich Ethno-Historikerin. Ich komme von nirgendwo und von überallher auf der Erde und wurde Spitzel, weil irgend jemandem meine Doktorarbeit über sympathetische Magie gefiel. Hier bin ich, weil ich an Gedankenfreiheit für die ganze Menschheit glaube... Und bitte stellen Sie mir nicht die nächste Frage, Ethan Ring, denn ich habe schon mehr beantwortet, als mir und Ihnen guttut. Sie müssen Ihr eigenes

Leben führen; und es ist an der Zeit, daß ich wieder zu meinem zurückkehre.“ Ihr Lächeln füllte sich mit welken Blüten und verging in der Ferne, die zwischen uns lag. „Ich danke Ihnen für Ihre Hilfe. Ihr Geheimnis ist bei uns sicher aufgehoben. Ich bitte Sie für die ganze Aufregung noch einmal um Verzeihung...“

„Ich zapfe den Anschluß für Sie an“, sagte ich.

Wir starrten einander überrascht an.

„Ist das Ihr Ernst?“

Ich nickte.

„Warum?“

„Warum nicht? Ich habe noch eine Menge Urlaub vor mir. Und nach den letzten vierundzwanzig Stunden im Xanadu könnte ich einen Ausflug zum Kloster gebrauchen.“

Ihr Lächeln schloß den Graben zwischen uns wieder. „Danke. Das beantwortet allerdings meine Frage nicht.“ Sie studierte mein Gesicht, als würde sie nach einem anderen suchen.

„Das war eigentlich gar nicht die Frage, die Sie gestellt haben, oder?“

„Nein...“ Sie senkte den Blick und stellte sie nicht. „Ethan, Yarrow hat gesagt, er sei mit eurem Arrangement zufrieden. Ist er das wirklich? Hat er jemals tatsächlich einen freien Willen? Und was ist mit dem Computer?“

„ETHANAC kann die Welt nur durch meine Augen sehen. Ich bin sein Anschluß; aber er mag es so, wie es ist. Er legt keinen großen Wert auf soziale Nettigkeiten, und darum dominiert er nie, es sei denn, ich verliere die Kontrolle. Gott sei Dank hat er nur ein wahres menschliches Laster...“ Ich mußte an letzte Nacht denken. „Und was Yarrows Gefühle betrifft...“ Ich spürte, wie mein Gesicht rot wurde wie das Leuchtzeichen eines billigen Hotels. „Ich möchte Ihnen etwas über Yarrow erzählen, Hana: Er hatte ein Gedächtnis wie ein Sieb; er machte kaum jemals den Mund auf, nur wenn er das

Bein wechselte. Als man ihn wegen des Projekts anrief, saß er in einer schmierigen kleinen Wohnung, die so deprimierend war, daß man sich in ihr nicht einmal das Leben nehmen würde, gerade vor dem Fernsehapparat... Nein, ich rede nicht hinter seinem Rücken. Kennen Sie das Märchen vom Froschkönig? Das ist genau meine Geschichte, nur ein paar Namen wurden geändert.“ Sie runzelte immer noch leicht die Stirn. „Wenn man zwei verschiedene Farben an die Wand wirft, Hana, erhält man eine dritte, eine neue Farbe. Doch wenn man eine der ursprünglichen Farben ausschaltet, verschwindet die neue Farbe. Wir brauchen einander. Wir mögen uns. Wir haben uns zu dem Namen Ring entschlossen, weil er Vollständigkeit bedeutet.“

Sie berührte leicht meine Schulter und sagte sanft: „Michael Yarrow ist niemandes Frosch. Und du bist zweifellos der am wenigsten langweilige Mann, der mir je begegnet ist...“ Ihre Lippen waren sehr nah an meinem Ohr.

„Nun, das ist ein Anfang.“ Ich beugte mich hinüber und küßte sie.

Unermeßlich viel später trennten wir uns, um nach Luft zu schnappen, und sie flüsterte: „Was sollen wir machen? Alles, was wir haben, ist in diesem verdammten Hotel.“

Ich hielt wieder meine Kreditkarte in die Höhe. „Wir besitzen fünfzigtausend Seeyas...“

Was mehr als ausreichend war, uns das zu beschaffen, was wir brauchten.

„Bist du sicher, daß du weitermachen willst?“ waren ihre letzten Worte an mich, als sich bereits ungeduldige Pendler an uns vorbei in die Fähre zum Südpol drängten. Und sie ergriff mich beim Jackenkragen und ließ ihren Blick mit Hilfe von fünfhundert Kilowatt aufstrahlen.

Da ich genau wußte, daß meine Antwort ihr bereits bekannt war, zog ich sie dennoch in meine Arme und küßte sie ein letztes Mal, als würde ich nie mehr aufhören wollen. „Es ist reichlich spät, das jetzt noch zu fragen... trotzdem vielen Dank für die Frage.“ Ich riß mich von ihr los, solange ich noch die Willenskraft hatte, und trat an den Eingang zur Fähre.

„Ethan...“ Sie streckte die Hand nach mir aus, in der etwas lag. „Nimm das mit.“ Sie schob es mir in die Tasche und murmelte ein paar Worte in einer Sprache, die ich nicht verstand. „Damit du weißt, daß ich in Gedanken bei dir bin...“

Es mag sein, daß ich schon längst nicht mehr in ihren Gedanken war, doch mit Sicherheit war sie in meinen. Während ich mich einen halben Tag später tiefer in den Sitz des holpernden Geländewagens lehnte, bewegte ich noch einmal mein Handgelenk hin und her: Da war es noch, verborgen unter dem dicken Fausthandschuh, und bewies, daß letzte Nacht nicht ganz und gar ein Traum gewesen war ein schmales Armband aus handgetriebenem Silber, glatt vom Alter und durchwoben von einer Strähne glänzenden, ebenholzschwarzen Haares. Der Gedanke ließ mich albern lächeln; vielleicht fuhr ich auch nur fort zu lächeln, denn seit Neu-Kairo verlief die endlose, einem die Zähne lockernde Fahrt in einem Dunstschleier aus Glückseligkeit, denn ich ließ vor meinem geistigen Auge die Erinnerungen an letzte Nacht abrollen. Trotz der Tatsache, daß Faoud, mein Reiseführer, auf meine Tagträume überhaupt nicht zu achten schien, ja, nicht einmal auf meine Anwesenheit, wurde ich oder jemand in meinem Kopf rot. Ich warf einen Blick zu ihm hinüber, auf seine Wangen, die auf beiden Seiten gleichmäßig über den Halsring seines Druckanzuges quollen, auf sein Haar, das mit Hilfe von sehr viel Pomade zu einer Tolle gekämmt war, wie sie schon seit gut zehn Jahren nicht mehr der Mode entsprach. Das Radio knatterte und zischte und plärrte traditionelle

arabische Musik heraus – die Art, die ETHANAC wegen des subtilen Verschleifens der Töne gefällt, die in mir aber nach einem Jahr immer noch den Wunsch erweckt, taub zu sein. Faoud ließ von Zeit zu Zeit sein Kaugummi zerplatzen und lachte zufrieden vor sich hin. Er schien ein gutmütiger Mensch zu sein, der Reiseagent hatte ihn mir jedenfalls ausdrücklich empfohlen; aber ich sah ihm an, daß er mich für verrückt hielt.

Vielleicht hatte er nicht einmal unrecht. Ich blickte an der Isolierjacke hinunter, an deren Stelle ich eigentlich einen Druckanzug tragen müßte, doch die Mönche von Debre Damo duldeten nicht, daß man sich mit technischen Mitteln erträgliche Lebensbedingungen verschaffte. Ich hatte mir ein Atemgerät besorgt, das selbst die Puristen brauchten, das mir aber immer noch das Gefühl geben würde, mich unten auf der Erde auf einem dreitausend Meter hohen Berg zu befinden – eine Aussicht, die mir nicht gerade rosig erschien.

Mit Hilfe von Hanas Hintergrundinformation und ETHANACS besonderen Fähigkeiten hatte ich es fertiggebracht, eine Begründung für die Notwendigkeit meines sofortigen Rückzugs in die „natürliche“ Umgebung des verpflanzten Debre Damo zu zimmern. Aber der Reiseagent hatte mich nachdrücklich darauf hingewiesen, daß ich mein Gesicht nicht durch die Tür bekommen würde, wenn es hinter Helmglass versteckt wäre. Die Regeln wären sehr streng. Ich konnte es kaum glauben, daß ein einflußreicher Kapitalist sich jemals freiwillig ein derartiges Asketentum auferlegen würde, von Khorram Kabir ganz zu schweigen, der sich allem Anschein nach dort schon seit Jahren aufhielt. Doch so war es; und andere auch, wie meine privaten Nachforschungen ergeben hatten. War es möglich, daß sie dorthin kamen, um insgeheim mit ihm zu konferieren...? Ich fragte mich, ob das die Dinge leichter oder schwerer machte. Ein weiteres interessantes Detail, auf das ich bei meinen Grabungen

gestoßen war, bestand in der Tatsache, daß die Mönche vor rund dreizehn Jahren von der Erde hierher gekommen waren – und daß das Land, auf welchem das Kloster stand, Khorram Kabir gehörte. Was eine ganze Reihe von Dingen bedeuten konnte, jedes einzelne wert, nicht vergessen zu werden.

Der Geländewagen mit den Ballonreifen hüpfte wie ein Känguruh, als wir über etwas Hartes fuhren. Faoud ließ sich durch nichts zurückhalten, auch nicht von meiner Neigung zu Übelkeit bei zu heftiger Bewegung. Ich starrte verzweifelt aus dem Fenster und sah, wie wir aus der vom Wagen aufgewirbelten Staubwolke in ein Gelände eintauchten, in dem hausgroße rote und mit schwarzem Ruß gesprenkelte Felsblöcke herumlagen. Sie erinnerten mich an ausgebrannte Ruinen im Krieg, eine mich noch zusätzlich deprimierende Vorstellung. Um die Polkappen des Mars aufzutauen und nicht wieder einfrieren zu lassen – zur Nutzbarmachung der ganzen verfügbaren Atmosphäre –, waren die Menschen gezwungen, über die Polgebiete ständig Material mit geringer Albedo zu verteilen. Indem sie auf ihre schillernde Vergangenheit zurückgriffen, war den Kolonisten die Idee zu der billigsten und zugleich verlässlichsten Quelle für diese Art Material gekommen: Industrielle Umweltverschmutzung. Wenn die Marsbewohner sagen, „Umweltverschmutzung ist unser wichtigstes Erzeugnis“, dann ist das kein Witz. Die Amerikaner im Norden, die Araber und ihre Freunde im Süden, sie alle veredeln Metalle, die zur Erde transportiert werden sollen, auf die schmutzigste Art und Weise, die man sich nur vorstellen kann – und das Produkt spielt gegenüber dem Prozeß stets eine sekundäre Rolle.

Obgleich ich die Tatsache anerkenne, daß die Kolonien ohne die Verschmutzung der Umwelt niemals überleben würden und ohne die Kolonien ich natürlich auch nicht, habe ich meine erdgebundene Haltung gegenüber der Zerstörung der Natur

noch nicht abgeschüttelt. Ich bin nicht gerade ein glühender Veggie, aber doch froh, daß ich den Südpol nicht sehr oft besuchen muß.

Ich tätschelte ETHANACS Kasten, um uns alle zu beruhigen. Während ich die Zeit in Gedanken an Hana zugebracht hatte, war er das unvollkommene Informationsband durchgegangen, das ich über Ge'ez hatte auftreiben können, jener von den Mönchen benutzten Sprache, und hatte einen linguistischen Vergleich mit dem Arabischen angestellt, an das es erinnert. Ich ließ seine Analyse in mein Bewußtsein tröpfeln und sich dort festsetzen, damit ich sie jederzeit abrufbereit hätte. Es ist schön, wenn man schnell lernt.

„Da ist es, *Hadschi*...“ Faoud nannte jeden *Hadschi*, was eine Art Kreuzung zwischen „Geistlicher“ und „mein Gott“ darstellt. Er deutete über das Armaturenbrett hinaus auf den flachen, rußigen Kratergrund vor uns.

Ich sah pflichtschuldig in die von ihm gewiesene Richtung, in der Erwartung, vor uns einen einsamen, unzugänglichen Felsgipfel aufsteigen zu sehen, zumal Debre Damo *heiliger Berg* bedeutet und die Mönche auf der Erde ihren Zufluchtsort auf einem solchen gegründet hatten. Aber statt dessen sah ich lediglich, daß wir kurz davor standen, in den Abgrund zu stürzen, der sich plötzlich in der Ebene vor uns aufgetan hatte. „Paß auf das Loch auf!“

Faoud lächelte mir mit jener freundlichen Toleranz zu, die man sich gemeinhin für die geistig Behinderten aufspart. „Genau da ist es, Hadschi. Das Kloster liegt da unten.“

Ich beobachtete mit weit aufgerissenen Augen, wie wir uns mit einer Geschwindigkeit von zehn Metern pro Sekunde auf die Katastrophe zubewegten, und fragte mich, ob er wirklich beabsichtigte, uns über die Klippe zu fahren. Doch in der absolut letzten Sekunde fielen ihm die Bremsen ein, und wir

rutschten in einer Wolke von unangenehmem Staub zum Stehen.

Der Staub legte sich auf die ganze Windschutzscheibe, und erst, als wir Helm und Sauerstoffmaske aufgesetzt und aus dem Wagen gestiegen waren, bemerkte ich, daß uns tatsächlich jemand erwartete. Die Gestalt war in grobe Stoffe gehüllt und staubbedeckt und erinnerte in erster Linie an einen Götzen aus Schlamm; doch nachdem ich verschiedene andere Möglichkeiten ausgeschlossen hatte, kam ich zu der Überzeugung, daß es sich bei ihr um ein Begrüßungskomitee der Mönche handeln mußte. Als wir nähertraten, sah ich hinter ihr die gewaltige Tiefe der Felsspalte unheimlich glühen: *Heilige Ausstrahlung*? Obgleich ich Agnostiker bin, war ich doch beeindruckt.

Faoud und der Mönch begrüßten sich auf Ge'ez. Ich hörte zu, bemüht, ein Gefühl für die neue Sprache zu bekommen... Zugleich versuchte ich mir einzureden, daß ich nicht kurz davor war zu ersticken, was meine Aufmerksamkeit einigermaßen verringerte. Wenn der atmosphärische Druck nur etwa ein Zehntel des auf der Erde normalen beträgt, dann läßt selbst reiner Sauerstoff noch einige Wünsche offen. Ich keuchte höflich, als Faoud mich durch Gesten dem Mönch vorstellte. Sein Name lautete grob übersetzt Bruder Wohlstand. Er nickte unergründlich, die dunklen Augen über der Sauerstoffmaske zusammengekniffen, und zeigte argwöhnisch auf ETHANACS Kasten, den ich mir über die Schulter geworfen hatte. „Keine Maschinen.“ Ich machte die üblichen Entschuldigungen auf Englisch, und Faoud übersetzte sie für ihn. Wenigstens glaubte er nicht an Wunderheilung; ich sah, wie er wieder nickte, und dann sprachen sie über Geld... *Geld?*

„Er sagt, daß der Weg zum Kloster hinunter zwei Seeyas kostet, *Hadschi*.“

„Zwei Seeyas? Hier? Das ist ja reichlich weltlich, oder?“
Kein Wunder, daß sie ihn Bruder Wohlstand nennen. Ich sah Faoud wieder an.

Faoud zuckte mit den Schultern. „Das ist Schwerarbeit für ihn. Außerdem ist es Tradition; auf der Erde haben sie jahrhundertlang Geld kassiert. Sie können ihn ja herunterhandeln, wenn Sie wollen; schlagen Sie einen besseren Preis heraus...“

Ich wühlte schlechtgelaunt in der Seitentasche meines Rucksacks herum und zog ein paar Schuldscheine heraus. „Hier, nimm das und bezahle ihn.“ Die trockene Kälte ließ allmählich meine Kontaktlinsen beschlagen; ich konnte nur noch mit großer Mühe gucken.

Sie nickten mir beide zu, was, wie ich hoffte, Einverständnis bedeutete. „Gut, Anfang der Woche bin ich wieder hier, *Hadschi*“, sagte Faoud fröhlich und war schon unterwegs zu seinem Fahrzeug. „Ich hoffe, Sie erholen sich gut“, als sähe er mein Herkommen bereits als Beweis dafür an, daß ich es nötig hatte. „Wenn nicht, dann...“ – er zuckte mit den Schultern und zog die Tür auf – „... hängen Sie hier eben fest.“ Die Tür schlug hinter ihm zu, und er ließ den Motor an. Der Geländewagen setzte zurück, wendete und holperte davon, als könnte er es gar nicht erwarten, wieder in die Zivilisation zurückzukommen. Auf einmal wußte ich, wie er empfand.

Sie hätten das hier Heiliges Loch nennen sollen... Ich drehte mich zu dem glühenden Canyon um, und Bruder Wohlstand reichte mir ein Ledergeschirr. Ich sah erst ihn und dann das Geschirr an, und plötzlich verließ mich der Mut. Am Rand der Felsspalte lag eine Reihe gewaltiger, rachitisch aussehender Reifen und Flaschenzüge – *Was mache ich hier eigentlich?* „Faoud!“ rief ich laut, drehte mich um und winkte mit der Leine. Aber bis auf eine sich windende, kleiner werdende Staubwolke war von ihm nichts mehr zu sehen, und mein Ruf

starb in der dünnen Luft einen Tod schrecklicher Vergeblichkeit. Mein Arm sank herab, weil er auf einmal aus Blei war, und ich keuchte wie ein Asthmatiker.

Resigniert trottete ich hinter dem Mönch her an den Rand des Abgrunds, um mir anzusehen, auf was ich mich eingelassen hatte. „Großer Gott.“ Mit geschlossenen Augen machte ich ein paar Schritte rückwärts. „*Allahu akbar!*“ Es ist schlimm genug, daß ich überhaupt nicht an den großartigen Rahmen gewöhnt bin, in dem Mutter Natur den Mars ausgestattet hat – diese Felsspalte war ja vergleichsweise winzig, aber immerhin vier Kilometer breit und gut einen oder zwei tief. Und die Seitenwände waren poliert. Das, da war ich sicher, hatte mit der Natur nichts zu tun. Hier hatte die Menschheit sich eingemischt, und die Tatsache, daß nur der obere Teil der Steilwand auf dieser Seite und der untere Teil der gegenüberliegenden Wand glatt wie Glas gescheuert waren, ließ mich den Grund erkennen: Sonnenwärme sollte konzentriert werden. Die Steilwände hatten die Funktion von Spiegeln, die dazu dienten, an den Sommertagen Wärme auf den Grund der Felsspalte zu lenken. Und die fünfhundert Meter polierter Steilwand sollte man *damit* überwinden? Ich sah mir noch einmal das Geschirr an. Entweder das, oder hier oben auf der eisigen Ebene sitzenbleiben und sich in einen menschlichen Eiskwürfel verwandeln.

Der Mönch beobachtete mich geduldig, wie wenn er an diese Art von Unschlüssigkeit gewöhnt war.

Ich machte mich daran, mir das Geschirr anzulegen.

Als ich an der heißen, die Augen blendenden Steilwand hinabgelassen wurde, hatte ich nur einen klaren Gedanken: Ich war heilfroh, daß ich ihm die vollen zwei Seeyas gezahlt hatte.

Nachdem die Spiegelwand erst einmal überwunden war, senkte sich die unbearbeitete Klippe nicht mehr ganz so steil und wegen der zahlreichen Klüfte und Grate auch annehmbarer

in die Tiefe. Und als ich mich dann auch noch von Yarrows kurzem Anfall von Hysterie erholt hatte, fanden meine zitternden Beine sogar einen Zickzackpfad, über den ich auf den Grund der Felsspalte gelangte. Der Abstieg dauerte fast den ganzen Nachmittag; als ich unten ankam, keuchend und schwitzend und insgesamt demoralisiert, hatten kastanienbraune Herbstschatten den ganzen Canyonboden schon verschluckt. Und als ich mich schließlich über die brachliegenden Felder des Klosters zu dem durchsichtigen Kuppelbau durchgekämpft hatte, der die Klostergebäude beherbergte, herrschte in der ganzen Felsspalte pechschwarze Finsternis, und ich war bereit, um Zuflucht zu bitten.

Die Mönche nahmen mich an der Druckschleuse wie den Verlorenen Sohn in Empfang; der Kuppelbau stand nicht unter Druck, aber die Atmosphäre in seinem Inneren bestand wenigstens aus reinem Sauerstoff. Sie führten mich bei Kerzenlicht über einen Hühnerhof, so jedenfalls roch es, gaben mir einen Napf mit heißem Haferschleim und brachten mich für die Nacht in einer winzigen Hütte unter. Ich hatte sehr merkwürdige Träume.

In der Dunkelheit des frühen Morgens erwachte Yarrow von Gesang und Glockengeläut und fragte sich mit Recht, was um alles in der Welt mit uns passiert war. Nachdem es uns wieder eingefallen war, lag ich in der kalten Finsternis auf der harten Pritsche, eingewickelt in grobe Decken, und versuchte, mich an das Warum zu erinnern. Wodurch mir nur wieder einfiel, wo und mit wem ich die vorhergegangene Nacht verbracht hatte, und es dauerte eine Weile, ehe ich mich wieder auf das Thema konzentrieren konnte... Und das lautete, daß ich hier war, um mich mit Khorram Kabirs Computer kurzzuschließen, und zwar im Namen des Rechts, das Unterpfand der Dame meines Herzens schmückend am Handgelenk – und das alles erschien mir auf einmal völlig absurd. Die Dame meines

Herzens, eine halbe Zigeunerin. Und eine Ethno-Historikerin, wie sie behauptet hatte. Jemand, der sich auf das Studium sogenannter „primitiver“ Zauberriten spezialisierte. Voodoo, Hexen... Liebeszauber auch? „*Damit du weißt, daß ich in Gedanken bei dir bin*“... War es möglich? Sollte ich verhext sein...?

Natürlich nicht. Ich tastete nach der Streichholzschachtel und entzündete umständlich eine sauerstoffhelle Kerze gegen die Dunkelheit. Was für eine Art Rückschritt war ich eigentlich? Es war wissenschaftlich nachgewiesen, daß Haare und abgeschnittene Fingernägel keine Zauberkräfte besaßen. Alles spielte sich im Kopf des Betrachters ab. *Meine Gedanken sind frei, verdammt!* Wenn ich nicht in der Lage war, aus ganz und gar eigenen Kräften in diese groteske Situation zu geraten, dann war ich es nicht wert, ein Mann genannt zu werden...

Nach einem bescheidenen Frühstück wurde ich zum Abt gebracht, einem kleinen, lebhaften Mann mit ausladenden Gesten, der dankbar meine Schuldscheine annahm, viel auf arabisch und nur wenig auf englisch redete und mich in beiden Sprachen willkommen hieß. Khorram Kabir wurde allerdings nicht erwähnt. Allem Anschein nach konnte ich nach Belieben essen, schlafen und beten, nicht notwendigerweise in dieser Reihenfolge. Wenn ich wollte, würde man mich sogar in ein Loch hinablassen, wo ich in Ruhe meditieren könnte. Ich lehnte ab. Die Mönche hatten ihre täglichen Rituale; ich wurde ermuntert, daran teilzunehmen, unter der Bedingung, daß ich nicht störte. Ich ertappte mich bei der Frage, ob Khorram Kabir wohl teilnahm. Es war kaum zu glauben, um es milde auszudrücken, daß er die Kontrolle über sein Imperium von einem Ort wie diesem hier ausüben konnte, der, soweit ich festzustellen vermochte, genauso weltabgeschlossen war, wie dies von ihm behauptet wurde. In den arabischen Territorien wurde ein Mann, der das weltliche Leben aufgab und sich

einer religiösen Sekte anschloß, als Unperson angesehen; er brauchte keine Steuern zu zahlen und hatte keine Schulden (eine Tatsache, ganz dazu angetan, die Zahl der Neuzugänge auf einer gewissen Höhe zu halten) – ja, sein Körper an sich wurde für tot erklärt. Mehr als ein Gerücht, welches mir zu Ohren gekommen war, besagte, daß Khorram Kabir entweder tot oder senil war, was für einen Mann in seiner Position mit Sicherheit kein Fünkchen vorteilhafter sein konnte... es sei denn, der Anschluß befand sich tatsächlich hier. Mit plötzlicher Begeisterung zog ich mir den Mantel über die kratzenden Kleider und ging mit nachdenklichem Gesicht davon.

Als das durch den Herbst verspätete Sonnenlicht endlich in den Canyon schwappte, stellte ich mir im Geist mit ETHANACS Unterstützung einen Lageplan von allem, was sich in dem Kuppelbau befand, zusammen. Das erwies sich als komplizierter, als ich erwartet hatte: Die Anlage war buchstäblich ein Irrgarten aus Untereinlagen und Hütten, die irgendein geistig gestörter Gigant aus dem hier vorkommenden Gestein aufgetürmt und durch hohe Mauern und ein Netzwerk von klaustrophobischen Gängen voneinander getrennt hatte. Was ich dem Geruch nach letzte Nacht für einen Hühnerhof gehalten hatte, stellte sich als der Hauptplatz heraus, der jedoch von nicht stubenreinen Hühnern reichlich bevölkert war. An seinem einen Ende befand sich die Kirche, ein ins Auge fallendes, dreistöckiges Rechteck, das das Meer von runden Steinhütten beherrschte. Ihre Mauern waren gleichfalls aus Stein, und vorstehende Stahlträger trugen die oberen Stockwerke, in ihrem Glanz genauso fehl am Platz wie ein Hubschrauber zwischen Flugsauriern. Ich stolperte über ein Huhn und mußte an Hanas Gackern denken. Nun, Gott allein wußte, wo sie auf dem Mars Holzpfosten aufgetrieben hatten. Diese Sekte mußte ein fortschrittlicher Ableger sein, sonst

hätte sie die Erde wohl gar nicht erst verlassen. Vor dreizehn Jahren... Und jemand mußte die Reise bezahlt haben. Ich hätte gern gewußt, welche Wahl ihr letzten Endes geblieben war...

Aber nirgendwo sah ich etwas, das einigermaßen anachronistisch genug wirkte, um das geheime Hauptquartier eines internationalen Ein-Mann-Imperiums zu sein. Unter den Töpfen mit Gemüsesuppe befand sich kein verräterisches *Haute-cuisine-Gericht*, unter den Wandgemälden von kleinen Beinen mit Flügeln kein Sehschirm, nirgendwo Installationen... unglücklicherweise. Wenn Khorram Kabir hier tatsächlich ständig residierte, dann mußte er wirklich das Leben eines asketischen Einsiedlers führen – und jede dieser kuttentragenden, sanften Gestalten, die rings um mich her schlichten Tätigkeiten nachgingen, könnte der reichste Mann des Sonnensystems sein. Ich sah sie mir verstohlen an, doch ich wollte verdammt sein, wenn ich unter den weißen Wollkutteln und ernsten Gesichtern irgendwo Kabir ausmachen konnte. Sie hatten die Angewohnheit, mich zu segnen.

Ich nahm am Abendgebet in der Kirche teil und ging in dem flackernden Licht jedes einzelne Gesicht durch. Ich ließ ETHANAC auf Autopilot singen und eine unabhängige Analyse meines Lageplanes aufstellen, um herauszufinden, ob mir etwas entgangen war. Ein Geheimzimmer?... Nichts. Lediglich die inneren Räumlichkeiten der Kirche selbst, die, wie man mir gesagt hatte, Außenseitern nicht zugänglich waren. Ich gab auf und versuchte es mit Beten.

Und auf dem Rückweg zu meiner Hütte hörte ich drei Mönche über die erwartete Ankunft eines anderen Gastes reden, von dem ich annahm, daß er regelmäßig herkam. Und ich schwöre, daß einer das Wort „Hubschrauber“ benutzte.

Aber das war alles, was ich von der Unterhaltung verstehen konnte, und ich war nicht sicher, ob es überhaupt etwas bedeutete. Wenn nicht, dann wußte ich wirklich nicht mehr,

womit ich es morgen versuchen sollte. Kabir *mußte* hier sein, ich wußte, daß der Computer des Xanadu nicht log. Doch, verdammt noch mal, dann mußte er unsichtbar sein! Ich dachte an Hana und die anderen und wie es aussähe, wenn ich sie schließlich doch noch im Stich ließe... Und dann dachte ich noch weiter über Hana nach und lag bis weit in die Nacht wach auf meinem Feldbett, umgetrieben von einigen sehr unreinen Gedanken.

Was beweist, daß selbst das Laster noch seine Tugenden hat. Denn wenn ich nicht wach gelegen hätte, hätte ich niemals die kaum spürbaren Vibrationen einer... Hubschrauberlandung?... wahrgenommen. Die Art der Vibrationen und mein angestregtes Horchen ergaben in meinem Kopf schlagartig einen Sinn. Ich stand auf und sah aus der Tür meiner Hütte. Sie stand nahe der Wand des Kuppelbaus, und dahinter sah ich – Lichter, Landescheinwerfer, die von der Steilwand widerstrahlten und den Umriß der leicht obszönen Form eines auf dem Mars üblichen Hubschraubers mit Doppelrotoren zeigten. Ein Hubschrauber ist auch jetzt noch kein vertrauter Anblick auf dem Mars, da der Luftdruck nun mal nicht das ist, was er sein sollte; und einen in einen Canon hinein- und wieder hinauszusteuern ist kein Spaß. Darüber hinaus kam noch eine einzelne Gestalt in einem Druckanzug in meine Richtung gegangen... Ich entschied, daß es sich nicht um einen gewöhnlichen Besucher handelte.

Ich warf mich in Windeseile in die Kleider und schlich durch die zu dieser Stunde noch verwirrenderen Gänge, denn die Mönche glaubten auch nicht an nächtliche Straßenbeleuchtung. Ich erreichte den Hauptplatz, ohne mir ein Bein gebrochen zu haben und noch rechtzeitig, um den Unbekannten bei Kerzenlicht, eskortiert von zwei Mönchen, den Platz überqueren zu sehen. Sie gingen in die Kirche und kamen nicht wieder heraus. Die Kirche... das einzige Gebäude, das ich

nicht vollständig hatte erforschen können, da es ja für den Uneingeweihten verboten war...

Was ganz ohne Zweifel der Punkt war. Ich war ein bißchen beleidigt. Und was war mit Kabir? War es möglich, daß er der mitternächtliche Besucher war? Daß dieses Kloster nur eine weitere falsche Front war, daß er nur herkam, um seine Post abzuholen? Und um sein Computernetz zu Rate zu ziehen: Was sonst sollte es zu bedeuten haben, daß er zu dieser Nachtstunde in ein Kloster geschlichen kam? Ich hätte wetten mögen, daß er nicht gekommen war, um für die Vergebung seiner Sünden zu beten.

Ich drückte mich an die Wand und wartete darauf, daß er sein Geschäft beenden würde, damit ich meins beenden könnte... und wartete und wartete. Die Mönche mußten eine Art Sonnenbatterie besitzen, die sie davor bewahrte, sich nachts zu Tode zu frieren; ich wünschte, sie wären damit etwas mildtätiger umgegangen.

Doch schließlich wurde meine Ungeduld belohnt: Die Gestalt im Druckanzug und ihre Eskorte, eingehüllt in flackernden Kerzenschein, kamen aus der Kirche und gingen über den Platz; aber nicht in Richtung Luftschleuse. Anscheinend mußte er erst noch seine Post lesen. Ich fragte mich, ob ich nicht lieber meinen besseren Instinkten folgen und wieder ins Bett gehen sollte, bis er sicher wieder weg war. Aber andererseits würde es heute nacht nur noch kälter werden; und wer weiß, wie lange er bleiben wollte?

Deshalb huschte ich über den Platz, im wäßrigen Licht der beiden Monde düstere Schatten hinter mir herziehend. Die Hühner auf ihren Stangen schenken mir nicht mehr Aufmerksamkeit als Kabir; vielleicht waren sie im Koma. Ich betrat die Kirche und, einmal sicher drinnen, holte die fingergroße Taschenlampe hervor, die ich in ETHANACS

Kasten versteckt hatte. Und als Vorsichtsmaßnahme streichelte ich Hanas Silberarmband: *Sei mit mir, Lady Luck.*

Ich knipste die Taschenlampe an und ging quer durch die Kapelle, in der ich am Abend gebetet hatte, zu der Tür hinter dem Vorhang an der gegenüberliegenden Wand. Und zögerte bei dem Gedanken, eventuell ein Sakrileg zu begehen. Die Tatsache, daß die Mönche anscheinend nichts dagegen hatten, wenn Kabir ihre geheiligten Zonen benutzte, bedeutete nicht, daß sie in meinem Fall genauso empfinden würden. Schließlich hatte er als ihr Wohltäter wahrscheinlich eine Ausnahmegenehmigung; und als jemand, der es darauf abgesehen hatte, ihn zu sabotieren, hatte ich die wahrscheinlich nicht. Aber niemand konnte bestreiten, daß meine Motive rein waren, und also war meine sittliche Haltung genauso zu rechtfertigen wie die jedes anderen.

Ich schob den Vorhang beiseite und trat in den Raum dahinter. In der Wand gegenüber war noch eine Tür, ebenfalls mit einem Vorhang davor. Er war kunstvoller gearbeitet, und mir wurde klar, daß dies das Sanktuarium sein mußte, in dem sich die heiligen Relikte befanden, die nicht einmal alle Mönche sehen durften. Ich ließ den Lichtstrahl über die Einrichtung des Raumes, in dem ich stand, wandern, über Manuskripte auf staubigen Tischen, über Metallkreuze in feinsten Filigranarbeit, Wandbilder von Heiligen und flache Bildschirme... *Flache Bildschirme?* Ich zog den Lichtstrahl zurück.

Da war er also. Vor der rauhen Oberfläche der Wand am anderen Ende des Raumes, ein rechteckiger Schirm, der nur auf die Möglichkeit zu reden wartete; eine kleine, übersichtliche Bedienungskonsole darunter; ein einzelner Stuhl – ein Computeranschluß. Khorram Kabirs gesamtes Imperium lag vor mir, unbeaufsichtigt und unverdächtig... Einen Moment lang stand ich da, knetete meine von der Kälte steifen

Finger und ließ meiner Phantasie freien Lauf. Und dann setzte ich mich hin und machte mich an die Arbeit.

Der Bildschirm überspülte die zuschauenden Heiligen mit unnatürlich glühendem Licht, als ich den Terminal anschaltete. Ich steckte ETHANACS Stecker in die Konsole und ließ mich von ihm für eine Reise in dieses unglaubliche mechanische Gehirn geistig an die Hand nehmen. Er begann mit Binärzeichen und Kodeschnipseln und dem Kennwort, die er aus den Datenbanken des Xanadu gesogen hatte, und tat dabei so, als würde er Hotelgewinne einspeisen wollen, um die Aufmerksamkeit des Systems zu erregen. Ich fragte mich nebenbei, wer eigentlich die Buchführung des Xanadu eingab, da eine direkte Verbindung ja nicht bestand; Kabir persönlich vielleicht? Nicht, daß dies jetzt eine Rolle spielte... ETHANAC begann mit der Eingabe von unstimmgigen Daten, um so die Datenprüfung auf den Plan zu rufen und eine deutlichere Vorstellung davon zu bekommen, wie das System funktionierte. Ich spürte, wie die Datenprüfung in Erscheinung trat, und kam mir wie ein sozialer Aufsteiger vor, der zum ersten Mal zu einem großen Ball eingeladen wird.

Doch da waren noch viele Innenwelten zu erobern: Dies war vermutlich das größte und vielseitigste Computernetz, das jemals geschaffen worden war – ein wahrer Himmel von Programmen innerhalb von Programmen, einem chinesischen Puzzlespiel gleich, von Programmhierarchien, Systemen, Akten, ein Pantheon voller fremder Götter. Ich hätte gern gewußt, wie ich mich fühlen würde, wenn ich wirklich ein Teil dieses Netzes wäre, wenn ich auch nur einen Bruchteil davon begreifen und wenn dieser Bruchteil ein integraler Bestandteil von mir würde...

Diesmal nicht. Ich war hier, um ein bestimmtes Untersystem zu lokalisieren und Löcher hineinzubohren; ich konnte es mir nicht leisten, diese Sache wie die Ferienreise eines Busfahrers

anzugehen. Das könnte Aufmerksamkeit erregen; und eine meiner Hauptsorgen war es, die Aufmerksamkeit der Türhüter dieses Systems zu vermeiden. Nun war ETHANACS gesamte „Erziehung“ ja darauf gerichtet gewesen, genau diese Art von gesetzwidrigem Einbruch zu begehen, ohne die Alarmanlage auszulösen, und wenn uns jemand an den elektronischen Bärenfallen vorbeileiten konnte, dann war er es. Wir hatten alle einige Dinge gelernt, seit ich Big Brothers Sicherungen durchgebrannt hatte... Wenn ich es vermeiden konnte, dann wollte ich diesmal unter gar keinen Umständen neue Freunde aufwecken.

Ich saß da und spürte, wie er sich vorsichtig vortastete und herumstocherte, wie er etwas beiseite legte und einen neuen Anlauf nahm, wie er einem winzigen Defekt auf den Grund ging und sich dann den nächsten vornahm; alles Löcher, durch die er sich von einem Unterprogramm zum nächsten hangelte, ein Stückchen weiter eindringend jedesmal, ein Stückchen höher. Ich mußte an das veraltete System des Xanadu denken – da einzudringen, war einfach gewesen wie das Öffnen einer Tür; hier einzudringen, war wie das Knacken eines Safes. Der Vorgang verlangte für jeden Erfolg Tausende von Fehlschlägen. Doch ETHANAC konnte probieren und wieder probieren, und das mit einer Geschwindigkeit, die ich physisch gar nicht begreifen konnte. Das Tempo seiner Analyse war unterhalb meiner Empfindungsschwelle angesiedelt, sie war schneller als ein Gedanke und erzeugte ein eigenartiges Gefühl in mir – ich fühlte, daß etwas geschah, ohne mir über das Wie klar zu werden, genau wie ein Tennisspieler einen Ball schlägt. Die Zeit wurde formlos, die Welt draußen erschien wie Sirup. Es war fast eine Art Meditation... Zen und die Kunst des Computereinbruchs.

Und ein erfolgreiches Eindringen in dieses Computersystem wäre wahrscheinlich in einem ziemlich perversen Sinn der

größte Fortschritt in meinem ganzen Leben: Ich hatte entdeckt, daß ich dadurch, daß ich von diesem Anschluß aus in das System einbrach, den schwierigsten aller möglichen Wege gewählt hatte. Weil der Computer selbst sich hier auf dem Mars befinden mußte – vielleicht sogar hier in diesem Raum... eine Zeitverzögerung gab es nämlich nicht. Wenn seine mechanischen Teile sich auf der Erde befinden würden, hätte ich den Vorteil gehabt, mich nur mit seinem automatischen Nervensystem auseinandersetzen zu müssen, mit seinen Kniereflexen zur Verteidigung, die im Grunde gar nicht so flexibel waren. Die Zeitverzögerung hätte die Türhüter wirksam davon abgehalten, sich mir in den Weg zu stellen. Aber die Situation war umgekehrt, und das bedeutete, daß ETHANAC auf die Herausforderung seines Lebens gestoßen war. Selbst wenn die Mechanismen zu seinem Schutz ferngesteuert waren, hatte es noch nie jemand geschafft, von der Erde aus erfolgreich in dieses System einzudringen... Ich fragte mich, ob ETHANAC nicht ironischerweise genau den Zweck erfüllt hatte, der von seinen Schöpfern beabsichtigt gewesen war.

Es handelte sich hier nicht nur um das umfangreichste System, das wir jemals angegangen waren; langsam kam ich auch zu der Überzeugung, daß es das eigenartigste war. Es war beinahe so, als hätte ich es selber programmiert... und das war kein Kompliment. Ich bin im ganzen Sonnensystem der beste Mann, wenn es darum geht, Abhöreinrichtungen aufzuspüren und zu korrigieren, besitze aber absolut keinen Sinn für Stil beim Programmieren. Damit darf man mir nicht kommen; ich bin zu sehr von den Grundlagen der Maschinensprache eingenommen. Was zur Folge hat, daß, wenn ich erst einmal etwas gemacht habe, jeder andere die größte Mühe hat, mein Werk zu entwirren. Man sagt, ein Kamel sei ein von einem Komitee zusammengesetztes Pferd – nun, ich bin ein Ein-

Mann-Komitee; zugleich ein Segen und ein Fluch, wie mein Chef einst zu mir sagte... Und genau dies war der Zustand der Software dieser Maschine; mag sein, daß es sich um eine Sicherheitsmaßnahme handelte. Nichts war, wo es logischerweise hingehörte, es war unter Stapeln von Daten vergraben, die nichts miteinander zu tun hatten. Man hatte das Gefühl, sich durch die Hinterzimmer im Schloß eines einsiedlerisch lebenden Abfallfetischisten zu wühlen, die bis zur Decke mit Plunder und alten Agenturmeldungen vollgestopft waren. Und irgendwie mußte ich mir da hindurch einen Tunnel zum Kontrollraum graben, zum Burgverlies, wo er seine Überwachungsprogramme aufbewahrte, die es mir gestatten würden, nach Herzenslust zu manipulieren...

Und auf einmal stellte ich mit einem plötzlichen Triumphgefühl fest, daß mein Wunsch in Erfüllung gegangen war. Ärzte verstecken ihre Fehler, Programmierer auch, wenn sie Glück haben... aber irgend jemand mußte hier sein Glückskonto überzogen haben. Ich hatte schon verschiedene eindeutige Fehler des Systems aufgespürt, weil sie einfach zu offen zutage lagen. Doch diesmal war ich auf einen Widerspruch gestoßen, der schrecklich inkonsequent war – und ich konnte ihn dazu benutzen, die zum Überwachungsmechanismus gehörenden Einrichtungen zur Fehlerbeseitigung hervorzuholen. Man würde die Zugbrücke für mich niederlassen, mich als Edelprogrammierer ansehen, und ich wäre *in*...

... *großen Schwierigkeiten*. Stromkreise schlossen sich, Kontakte froren ein, die Wachen drangen mit gezogenem Schwert auf mich ein... Ich hatte die Glocke geläutet. Ich war geradewegs in die Sicherheitsfalle gelaufen, und jetzt war ich...

Wer bist du? verlangte eine unglaubliche Stimme zu wissen.

Werde ich verrückt? Ich schüttelte den Kopf wie eine Katze, die aus der Betäubung erwacht. *Habe ich etwas gehört...?*

Du bist in der Falle, Ethan Ring. Du kannst nicht entkommen. Ich habe auf dich gewartet...

Stimmen. Jetzt wußte ich, wie die Jungfrau von Orleans sich gefühlt haben mußte.

Sag mir, wer und was du bist...

Mein erster Gedanke war, daß ich unabsichtlich noch ein Monstrum gezeugt haben mußte und auch dieses System irgendwie zum Leben erweckt hatte. Aber ich hatte noch nie *Stimmen* gehört. Sogar ETHANAC war in seinen ersten Stunden nur semi-rational gewesen... „W-wer bist *du*?“ dachte ich leicht herausfordernd, aber ohne es auszusprechen.

Ich bin Khorram Kabir.

Das war es also: ein größenwahnsinniger Computer, der glaubte, sein eigener Schöpfer zu sein... *Oder vielleicht doch nicht...?* War es möglich, konnte es tatsächlich stimmen? Hatte dieses verrückte System die ganze Zeit über alles mitbekommen? War es wirklich jemandem gelungen, das Unmögliche zu bewerkstelligen... nämlich ein menschliches Gehirn, eine Persönlichkeit in Software zu verwandeln...?

Genau, sagte die selbstzufriedene Stimme in meinem Kopf; die telepathische Rede verursachte dasselbe Gefühl wie das störende Kitzeln in der Kehle, das einen aber trotzdem nicht husten läßt.

Nun, endlich konnte ich alle Gerüchte zum Schweigen bringen. Khorram Kabir war nicht senil oder tot. O nein, er war am Leben, und es ging ihm gut, und er wohnte in einem Computer. Er war buchstäblich zur Unperson geworden, hatte sich aus der Welt zurückgezogen und seine sterbliche Hülle in der genialsten Art und Weise abgeworfen. Seine sterbliche Hülle... Wenn dies Khorram Kabir war, wer war dann der Fremde, den ich vor einer Weile gesehen hatte...?

Und wie auf ein Stichwort sagte eine Stimme hinter mir: „Na, Mr. Ring? Was für eine freudige Überraschung.“

Mich an diesem Punkt umzudrehen, war das Schwierigste, was ich je im Leben geleistet hatte. Weil ich bereits wußte, daß diese abgewürgte Hasenstimme nur zu einem Mann gehören konnte... Ich sah mich nach ihm um.

Warum konnte ich nicht wenigstens einmal im Leben unrecht haben? Salad stand am anderen Ende des Raumes, den Helm in der Hand, und sein kahler Kopf glänzte genauso wie die tödliche Befriedigung in seinen Augen.

Ich sprang vom Stuhl auf und versuchte dabei, ETHANACS Stecker aus der Konsole zu ziehen. Aber ich bekam ihn nicht heraus. Kabir hatte ihn verriegelt. Ich zerrte daran herum. „Mach schon, verdammt noch mal, laß mich los!“

Salad sah mir mit schweigender Bewunderung zu, und dann zog er die Pistole.

Ich erstarrte, ertappt mit heruntergelassener Hose und die Hand in der Keksdose. „Ich weiß, wie das aussieht, und kann mir vorstellen, was Sie jetzt denken, aber ich wollte eigentlich nur...“

Die Pistole ging einmal los, unhörbar, und etwas traf mein Knie wie eine unsichtbare Axt. Ich brach mit einem Aufschrei tiefempfundenen Schmerzes auf dem Stuhl zusammen und griff mir ungläubig ans Bein.

„Ich bin wirklich froh, daß Sie es waren, Mr. Ring“, sagte Salad freundlich. „Nachdem Sie unsere Abmachung gebrochen haben. Nachdem Sie im Hotel soviel Schaden angerichtet haben. Nachdem Sie abgereist sind, ohne dafür zu bezahlen...“ Er brach in ein Lachen aus, das einem mordlüsternen Irren wohl angestanden hätte. „Nun, jetzt werden Sie für alles bezahlen, Mr. Ring. Weil Mr. Kabir immer noch wissen möchte, wer Sie angeheuert hat. Und ich werde Sie dazu bringen, mir zu sagen, wer das war... Aber sagen Sie es mir

nicht zu schnell; das würde das Vergnügen kaputt machen. Und außerdem würde es Ihnen sowieso nichts nützen..." Er konnte jeden Augenblick anfangen zu sabbern. Er brachte die Pistole wieder in Anschlag.

„O mein Gott“, stöhnte ich, zu benommen, um klar zu denken. „O mein Gott. Hilf mir, Kabir, bitte, du willst doch nicht spüren, wie er mir das antut! Sag ihm, er soll aufhören, du kannst ihn dazu bringen...!“ Ich weiß nicht, woher ich die Eingebung hatte, aber sie mußte vom Himmel gesandt sein.

Weil der Bildschirm vor mir in zehn Zentimeter großen Buchstaben aufleuchtete: „SALAD, HÖR AUF.“

„Sehen Sie!“ stammelte ich und schlug wie wild gegen den Bildschirm. „Sehen Sie, hier...“

Salad ließ die Pistole sinken, und seine Augen wurden ein klein wenig größer. Sie wurden wieder kleiner. „Das ist ein Trick. Sie haben daran herumgepfuscht...“

„Es ist kein Trick!“ Es ist schwer, durch zusammengebissene Zähne zu schreien.

„Salad“, wieder eine Buchstabenfolge, kleiner, „dies ist Kabir.“ Eine Kodesequenz wurde ausgedruckt. „Ich möchte diesen Mann selber befragen, auf meine Art. Sie werden ihn nicht anrühren, ehe ich nicht den Befehl dazu gegeben habe. Verstanden?“

„Aber Sie haben doch gesagt...“ Salad ließ die Pistole ganz sinken und machte ein ungläubiges Gesicht. „Verstanden, Sir. Ich wußte nicht, daß Sie... hören können, Sir.“

„Es gibt eine ganze Menge, was Sie von mir nicht wissen, Salad“, sagte der Bildschirm. „Und was Sie niemals wissen werden.“

Einschließlich der Tatsache, daß Kabir meine Gedanken las... *Du lieferst dich also meiner Gnade aus, Ethan Ring?* Seine elektronische Telepathie bildete mit der Geschwindigkeit

von Gedanken Wörter in meinem Kopf; der Bildschirm wurde dunkel.

Ja, Mr. Kabir, dachte ich pflichtschuldig. Vielen Dank, Sir. Wenn meine Stimme hätte zittern können, hätte sie gezittert.

Es ist lange her, seit ich... Schmerz empfunden habe, Ring. Ich hatte ganz vergessen, wie sehr ich ihn verabscheue...

Da sind Sie nicht der einzige. Ich sah mir mein blutgetränktes Hosenbein an und fragte mich, ob er sich wohl auch daran erinnern wollte, wie es ist, wenn man schwerverletzt ist. ETHANAC, hilf mir heraus... Ich spürte, wie in meinem Kopf ein leichtes Summen anhub, als er die Schmerzempfindungen abklingen ließ. Wuff... Mein Kopf wurde langsam klarer. Das war's.

Und damit sind wir wieder bei meiner ersten Frage, die Sie immer noch nicht beantwortet haben, Ring: Wer sind Sie, und was sind Sie? Sind Sie ein Mensch oder eine Maschine? Ich hatte noch nie Kontakt mit etwas wie Ihnen. Ich wußte noch nicht einmal, daß so ein Wesen überhaupt existiert.

In meinem Bewußtsein hörte sich das, was er sagte, arabisch an. Ich ging schmeichlerisch dazu über. *Das geht mir genauso, Sir. Ich bin beides. Vor Ihrem Terminal sitzt ein Mensch, an ihn angeschlossen ist eine Maschine: Der Verstand setzt sich aus beidem zusammen.* Ich brachte das Beispiel mit den drei Farben.

Eine regelrechte Symbiose! Wie ist das passiert? Wer hat Sie dazu gemacht? Erzählen Sie mir von sich... Ich merkte, wie eine seltsam brennende Begierde meinen Kopf füllte.

Alles fing vor ungefähr einem Jahr an... Und zum zweiten Mal innerhalb weniger Tage befand ich mich unterwegs auf dem Pfad der Erinnerung, diesmal infolge eines Angebots, das ich nicht ablehnen konnte... *Und ich kam in einer Holzkiste auf den Mars. Ich habe ungefähr ein Jahr lang hier in den arabischen Territorien in der Softwarewartung gearbeitet.*

Natürlich. Ich schwöre, daß da ein Kichern war. Und nun erzählen Sie mir, wie Sie in die gegenwärtige Lage geraten sind...

Ich schottete die Erinnerung mit Hilfe einer statischen Störung ab, damit er nicht zuviel lesen konnte. *Sorry. Das ist geheim.*

Ich kann Sie dazu bringen, es mir zu erzählen. Oder Salad... Oh, nein... Ich warf einen Blick auf Salad, der da wie ein Geier wartete, sogar einen glänzenden Schädel hatte er. Meine Angst nahm wieder zu.

Keine Angst, Ring. Sie sind viel zu interessant für mich, als daß ich Sie wegen so einer inkonsequenten Sache wegwerfen würde. Zumal Sie ja nicht geschafft haben, was Sie mir anzutun versuchten.

Erleichterung und dann Bestürzung traten an die Stelle meines anfänglichen Schrecks. Ich hatte versagt. ETHANAC hatte versagt, dieses System war für uns zu schlau gewesen. Ich fragte mich, ob ETHANAC wohl gewonnen hätte, wenn er an den überragenden menschlichen Verstand angeschlossen worden wäre, der sein Partner hätte sein sollen... Ich fühlte mich schrecklich schwindelig und ausgesogen. Etwas Warmes und Feuchtes sammelte sich in meinem rechten Stiefel. *Danke, glaube ich.*

Sie faszinieren mich, Ring. Und Sie erfüllen mich mit Neid. Ich?

Ja. Es gibt ein paar Dinge, die selbst ich nicht kontrollieren kann. Sie haben die fünf Dinge, die ich mit all meinem Reichtum nicht kaufen kann, die fünf menschlichen Sinne. Ich kann Sie weder wirklich hören noch sonst etwas. Ich kann nicht hören oder berühren, nicht schmecken oder riechen. Und ich kann nicht mehr zurück – mein Körper ist tot und begraben. In dreizehn Jahren bin ich mit der Außenwelt nicht näher in Berührung gekommen als hier bei dieser kurzen

Teilnahme an Ihren Sinnen. Allah, Sie wissen gar nicht, wie viel es mir bedeutet, herausgefunden zu haben, daß es Sie gibt! Und Sie sind der einzige?

Der einzige, den ich kenne. Das Gefühl, das mich ausfüllte, überraschte mich, besonders, da es mein eigenes war. Mir wurde klar, wie gut ETHANAC verstand, wovon er sprach.

Ich bin auch der einzige. Der einzige Khorram Kabir; der Mann, der vielleicht ewig lebt. Ich kontrolliere ein Imperium... doch ich kann es nicht berühren. Ich kann mein geliebtes Xanadu nicht sehen...

Warum also? Warum haben Sie... sich das angetan? Jeder glaubt, Sie hätten von alldem wegkommen wollen, Sie hätten mit der Welt nichts mehr zu tun haben wollen.

Ich war krank, meine Gesundheit ließ nach. Aber ich wollte die Kontrolle nicht verlieren. Ich wurde zum ‚Einsiedler‘, um diese Verwandlung vorzubereiten – und sie war erfolgreich. Allein Khorram Kabir konnte die Mittel aufbringen, um das zu erreichen, was ich geworden bin... Und jetzt, wo ich es habe, werde ich es nie mehr aufgeben. Ich werde mein Reich unter Kontrolle halten, wie das vor mir noch kein Herrscher geschafft hat!

Ich kämpfte die überwältigende Flut von ungebrochenem Ehrgeiz nieder, die mich zu verschlucken drohte, genau wie sie zuvor schon ein Sechstel der Erdbevölkerung verschluckt hatte... *Aber Sie werden es niemals mehr regnen sehen oder Paradiesmilch trinken, nie mehr eine schöne Frau berühren oder von ihr berührt werden...* Ich fühlte die Kraft brechen und davonströmen; sie ließ mich schwach zurück. Ich lehnte mich im Stuhl zurück. *O Hana, denk heute nacht an den armen Ethan...* Mir fiel ein, daß Kabir wie ein Voyeur in meinem Gehirn anwesend war, und versuchte, Haltung zu bewahren. Aus irgendeinem Grund fiel es mir immer schwerer, mich auf

das Thema zu konzentrieren, was es auch war... *War es Hana...?*

Hana...? Kabirs Gefühl kam wieder in meins geschossen und machte es auf einmal derart unerträglich, daß ich beinahe weinte... oder er. Ich hatte früher schon Gefühle in einen Computer eingespeist, aber sie waren noch nie so zu mir zurückgekommen, daß ich sie kaum noch von meinen eigenen unterscheiden konnte. Ich konnte sie nicht mehr von meinen eigenen unterscheiden...

Und ganz plötzlich war er nicht mehr der Herr der Welt, der in meinem Kopf Bindekuh spielte. Er war einfach ein einsamer alter Mann, weggesperrt in ein Heim, der verzweifelt versuchte, mit dem Leben in Berührung zu bleiben. Und auf einmal tat er mir sehr leid, und es war leicht, ihm Hana vorzuführen, wie ich sie das erste Mal gesehen hatte, im Schein des Blaulichts in der Unterwelt und in der Peacock Lounge des Xanadu. Und ans Essen und Trinken zu erinnern und an den gemeinsamen Ausflug in den Regen... *Rain, rain, go away... come again some other day...*

Ring! Geht es Ihnen nicht gut?

Hm? Ich lag mit dem Gesicht auf der Konsole und versuchte, mich daran zu erinnern, wie das geschehen war. *Oh... tut mir leid.* Ich stemmte mich mit Gummiarmen hoch und ließ mich wieder fallen.

Was ist los mit Ihnen? Es war irgendwo zwischen Empörung und Erschrecken angesiedelt.

Mein Unterschenkel war pitschnaß. *Ich glaube... ich habe ein Leck.* Was mir irgendwie derart komisch vorkam, daß ich anfang zu lachen. *Es ist nicht komisch! Es ist nicht komisch!* Und auf einmal war es nicht komisch, und die Idee, gezwungen zu sein, hier zu sitzen und Erinnerungen auszutauschen, bis ich verblutet war, ließ mich sehr kalt werden und erschreckte mich.

Verzeihen Sie mir, Ring. Ich habe nicht bemerkt... Ich wollte nicht, daß das passiert. Dies hat mir soviel bedeutet...

Armer Mann, dachte ich zerknirscht. Armer Khorram Kabir, du armes Schwein, du willst auch nur, was ich wollte... was wir alle wollen... Freiheit, mehr wollen sie nicht; das Recht, ihr eigenes Leben zu führen... einander zu berühren... dem Regen zusehen... Aber du läßt sie nicht haben, was sie wollen... und du kannst es auch nicht haben, was soll es also, du armes Schwein? Wie weh muß es tun, mit soviel Traurigkeit zu leben... Ich berührte weinerlich das blinde Auge des Bildschirms und hinterließ darauf einen roten Fleck; überwältigt von Elend und Bedauern und nicht sicher, zu wem es gehörte.

Hören Sie auf, Ring! Um Gottes willen... Es war wie ein Schlag ins Gesicht.

Mit einem Ruck war ich wieder wach und atmete tief durch.

Was wollen Sie von mir? Warum sind Sie hergekommen?

Einen Anschluß, dachte ich. Ich will dein lausiges System für jemanden anzapfen, ich brachte es fertig, nicht daran zu denken, für wen. Für Leute, die frei sein wollen.

Also gut. Tun Sie es.

Bitte?

Tun Sie es. Ich halte Sie nicht zurück.

Hatte ich das tatsächlich gehört? Warum?

Weil Sie Mitleid mit mir hatten, Ring... Jeder hat Mitleid mit dem Volk, das von einem Tyrannen unterdrückt wird. Aber nur sehr wenige können nachempfinden, in welcher Weise er sich selber unterdrückt. Sie hatten mit uns allen Mitleid... und dafür stehe ich in Ihrer Schuld. Sie machen mich beinahe glauben, daß ein solcher Adel der Absicht es verdient, belohnt zu werden... Er zog sich zurück wie eine Schildkröte, die sich unter ihrem Panzer versteckt. Aber noch bin ich Geschäftsmann, Ring. Ich mache Ihnen also einen Vorschlag.

Sie sind der einzige Mensch im Sonnensystem, der mir geben kann, was ich wirklich möchte. Ich möchte durch Ihre Augen sehen können, und ich will herausfinden, was für ein Mensch Sie wirklich sind. Solange Sie herkommen, mindestens einmal im Monat, und mir die Möglichkeit dazu geben, steht Ihnen das System offen.

Mit äußerster Willensanstrengung konzentrierte ich meine Aufmerksamkeit auf das, was er sagte. *Abgemacht! Ich komme wieder; das heißt, wenn ich hier jemals... lebend herauskomme...*

Dafür Sorge ich. Zapfen Sie mich an.

Das System zog die Wachen ab, hob die Hände, ließ die Zugbrücken herunter... ETHANAC machte die Änderungen in weniger Zeit, als man brauchte, darüber nachzudenken. *So einfach...*

Dann also auf Wiedersehen, Ring. Oder Au revoir. Passen Sie auf sich auf – Sie gehören zu mir. Ein Gespenst von einem Kichern, und dann war außer mir keiner mehr in meinem Gehirn.

„SALAD“ erschien wieder auf dem Bildschirm, und die schönsten Worte, die ich je gesehen habe: „Bringen Sie Mr. Ring sofort ins Krankenhaus.“

Salad löste sich von dem Manuskripttisch, an dem er geduldig gethront hatte, und starrte erst die Mitteilung und dann mich an: Der Chefhenker, dem man soeben mitgeteilt hatte, daß die Todesstrafe vom König abgeschafft worden war. „Ja, Mr. Kabir...“

„Der Zapfenstreich soll heute nicht ertönen, Salad.“ Ich grinste wie der hinfällige Abglanz eines Maulhelden. Ich benötigte meine ganze Kraft, um ETHANACS Stecker aus der Konsole zu ziehen, auch wenn mich diesmal keiner daran hinderte. Ich schaltete den Terminal ab, und auf einmal standen wir im Dunkeln.

Ehe ich meine eigene finden konnte, holte Salad eine Taschenlampe hervor und richtete ihren Schein mit Bedacht auf mich, während ich mich aus dem Stuhl hocharbeitete... Das Licht war wie das, mit dem sie einem beim Verhör dritten Grades in die Augen leuchten. In meinem Stiefel gluckste es, daß einem übel werden konnte, als ich mein Gewicht auf das verletzte Bein verlagerte, und der Schmerzpegel schoß in die Höhe. ETHANAC löschte ihn erneut zuvorkommend aus, doch ich fragte mich, ob ich nicht einen Dauerschaden davontragen würde. Mein Kopf war nur noch wie ein Ballon, der an den Haltestricken zerrt. „Reichen Sie mir die Hand, Salad. Ich glaube, Sie haben mich außerstande gesetzt, hier herumzuhüpfen.“

Er kam auf mich zu, den Lichtstrahl noch immer mit der schlimmstmöglichen Wirkung auf mich gerichtet, und streckte eine Hand aus. Ich griff danach und verlagerte mein Gewicht. Mit einem leichten Ruck entzog Salad mir seine Hand und ließ mich der Länge nach hinschlagen.

Ich befreite mich, immer noch im Lichtkegel der Taschenlampe, langsam aus meiner schwierigen Lage und schielte zu ihm auf. Ich konnte seinen Gesichtsausdruck nicht sehen, was aber wohl auch nicht nötig war.

„Oh. Tut mir leid, Mr. Ring... Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht helfen.“

„Was soll das heißen...?“ Das kam nicht so heraus, wie es eigentlich sollte. „Kabir... hat Ihnen befohlen, mir zu helfen, verdammt noch mal!“

„Nein, Mr. Ring“, sagte er freundlich. „Er hat mir aufgetragen, Sie ins Krankenhaus zu bringen. Was ich auch tun werde, wenn Sie ohne meine Hilfe zum Hubschrauber kommen. Verstehen Sie, er hat mir auch aufgetragen, Sie nicht anzurühren, ehe er nicht ausdrücklich seine Zustimmung gibt. Und die hat er nicht gegeben.“

„Sie wissen genau, das ist... was er gemeint hat!“

„Ich befolge seine Anweisungen stets aufs Wort. Auf den Buchstaben genau. Darum vertraut er mir.“ Höhnisch grinste die Dunkelheit.

„Er wird Ihnen nicht mehr... vertrauen, wenn ich nicht... in einem Monat wieder hier bin. Er will mich sehen...“ Ich versuchte, mich zu erheben, doch ohne viel Glück.

„Rührend, Mr. Ring.“

„Es stimmt! Rufen Sie ihn an... fragen Sie ihn...“

„Sie vergeuden Ihre Zeit, Mr. Ring. Jede Minute, die Sie hier mit Klagen herumsitzen, verlieren Sie mehr Blut.“

Es drang schließlich in meinen immer schwerer werdenden Kopf vor, daß das genau der springende Punkt war. Langsam begriff ich den Schrecken hinter dem Ausdruck „Katze und Maus“. Ich kam diesmal vollständig auf die Beine, meine Wut diente mir als Krücke, und schaffte es bis zur Tür mit dem Vorhang, durch die Kapelle hindurch, bis zur Kirchentür.

Die Strecke über den mondhellen Platz bis zur Luftschleuse des Kuppelbaus schien sich wie der Alptraum eines Topologen zu dehnen: Fünzig Meter... fünfhundert... fünftausend. Ich verlief mich ständig; vielleicht kam es mir auch nur so vor. Ein anderes menschliches Wesen war um diese Uhrzeit nicht zu sehen – das schloß auch jenes ein, das mir mit der Taschenlampe in der Hand folgte. Ich ging davon aus, daß es nichts nützen würde, unter diesen Umständen um Hilfe zu rufen, nicht einmal auf Ge'ez. *Gott hilft denen, die sich selber helfen.*

Doch schließlich gelangten wir zur Luftschleuse, mein Schatten und ich. Der Lichtkegel war immer noch auf mich gerichtet; doch war ich inzwischen zu beschäftigt, als daß mich dieser erniedrigende Eingriff in meine Intimsphäre gestört hätte. Und durch das Licht wurde ich auch, ohne daß das beabsichtigt gewesen wäre, daran erinnert, daß ich kein

Atemgerät trug: Die Mönche waren ein ordentlicher Orden, und ihre Atemgeräte schimmerten neben der Innentür der Luftschleuse wie eine Reihe kleiner Engel. Ohne ein Spur von Bedauern eignete ich mir eins an. Ich drehte das Rad an der Schleusentür, wie ein Fisch auf Land nach Luft schnappend, und bedeutete Salad mit letzter Kraft, er könne mich mal, als wir eintraten.

Doch als der Luftaustausch vorgenommen wurde, wurde mir bewußt, daß selbst meine Entschlossenheit, ihn auf seinem eigenen Gebiet zu schlagen, nicht ausreichen würde. Ich dissoziierte, zerfiel... In meinem Kopf erhob sich ein Sandsturm... roter Sand... Die Außentür ging auf, und die unglaubliche Kälte der Marsnacht traf mich wie ein Faustschlag. *ETHANAC! Ich versinke – halt mich fest...*

SCHON GUT, MICHAEL. LASS DICH FALLEN: ICH HABE DICH... KEINE KÄLTE, KEIN SCHMERZ. FALLENDER KREISLAUF IM OBERKÖRPER: SAUERSTOFF IN DIE BEWEGLICHEN GLIEDMASSEN UMLEITEN. KNEIF DIE AUGEN ZU. GEH VORWÄRTS, DURCH DIE TÜR. HÖHER TRETEN. GLEICHGEWICHT HALTEN. NOCH EINEN SCHRITT... NOCH EINEN... FAHRZEUG LINKS. GERADE... AUSGLEICHEN. BEWEGE DEINE FÜSSE. PASS AUF SALAD AUF, LASS DIR VON IHM KEIN BEIN STELLEN. WEITERATMEN! WARTE: ZWEI FAHRZEUGE. ZWEI? WELCHES...? „Salad... welches?“ ABER ER KANN MICH NICHT HÖREN. WARTE AUF IHN. ER MACHT GLEICH LICHT AN – GEH IHM NACH, MICHAEL.

MEHR LICHTER: GESTALTEN, ZWEI, KOMMEN AUF MICH ZU. WER...? NEIN, NICHT HINFALLEN! BEWEGE DEINE BEINE. DU MUSST SIE ABSTÜTZEN. DU MUSST AN DEN LEUTEN VORBEI. DU MUSST...

„Ring! Sind Sie es, Ring?“

„Salad, runter damit! Ich habe auf Sie angelegt. Runter damit!“

STIMMEN: NTEBE, KRAUS... WIE...? NEIN, NICHT STEHENBLEIBEN, NOCH NICHT. NOCH NICHT... GLEICH IN SICHERHEIT.

„Ring, alter Knabe! Ist Ihnen nichts passiert?“ STIMME: NTEBE. „Wir hatten schon Angst, wir würden zu spät kommen...“

„Was haben Sie mit ihm gemacht, Salad? Was ist mit ihm los?“ STIMME: KRAUS.

„Hubschrauber... Zum Hubschrauber.“

„Ich habe keine Ahnung, meine Herren. Ich habe ihn dabei erwischt, wie er Mr. Kabir bedroht hat. Das ist gegen das Gesetz. Sie helfen einem Kriminellen. Das ist gesetzlich ebenfalls verboten.“ STIMME: SALAD.

„Es kommt auf den Standpunkt an.“ STIMME: KRAUS.

„Hubschrauber... Laßt mich los...“ HOSENBEIN STEIF GEFROREN. BEIN REAGIERT NICHT MEHR. NICHT HINFALLEN.

„Hoppla! Halten Sie sich fest, Ring, ich habe Sie.“ STIMME: NTEBE. HÄNDE, ARME, HALT... „Hana wartet mit dem Hubschrauber. Wir bringen Sie hier heraus. Komm, Kraus.“

„Ich habe diese beiden Pistolen auf Sie gerichtet, Salad. Machen Sie keine Dummheiten.“ STIMME: KRAUS.

„Um Himmels willen, Kraus, nun komm doch endlich! Hilf mir hier mal; er ist schwer wie ein Mehlsack.“ STIMME: NTEBE.

„Er ist hoffentlich bald hinüber.“ STIMME: SALAD. „Er hat versagt, Sie alle haben versagt. Das wird FTI noch leid tun...“

„Wenn man einen guten Anwalt hat, braucht man sich nie zu entschuldigen.“ STIMME: NTEBE. „Auf Wiedersehen, Salad. Glauben Sie ja nicht, daß es uns ein Vergnügen war.“

MEHR HÄNDE. HUBSCHRAUBER TAUCHT AUF: GUT, JA... GUTE HÄNDE. GUTE BURSCHEN. GUTE BEFREIUNG, SALAD...

„Ethan, Ethan...“ STIMME TAKHASHI. „Schnell – paß auf seinen Kopf auf, Basil!“ TÜR SCHLIESST SICH. IN SICHERHEIT. BERUHIGE DICH... „Was fehlt ihm, was ist passiert? Ich habe es ja gewußt, ich wußte, daß etwas nicht stimmt... Nein, mach du die Kabine druckfest, bring uns hier raus, Basil. Achte auf die Fallwinde. Ethan gehört mir, überlaß ihn mir... Mein Gott, er ist kalt wie eine Hundeschнауze; stell auch die Heizung an. Und hol den Erste-Hilfe-Kasten raus, Cephas, wir – wir brauchen Binden, wenn er auftaut... Ethan, kannst du mich hören?“

WARMER ARME DRÜCKEN MICH... SCHÖN. KABINE STEHT UNTER DRUCK – TIEF DURCHATMEN, MICHAEL... „Nein.“

„Nein?“ STIMME: TAKHASHI. „Yarrow...?“

„Nein.“

„ETH – ETHANAC?“ STIMME: TAKHASHI.

„Ja.“

„Großer Gott, er ist auf Autopilot geschaltet.“ STIMME: NTEBE.

„Erwachen Sie... aus der Ohnmacht, ETHANAC? Ihnen fehlt nichts...“ STIMME: TAKHASHI... SCHWANKEND.

SAUERSTOFF IM BLUT NIMMT ZU. KREISLAUF WIEDERHERSTELLEN... STÖRUNG... Lange Tunnel... *Hilfe... Hölle... Hallo? Wo ist mein Körper?...*

WILLKOMMEN, MICHAEL. ALLES IST, WO ES SEIN SOLLTE... Reinen Sauerstoff unter normalem Druck zu atmen, war so gut wie eine Transfusion. „Brrr. H... halt mich ganz fest... dann fehlt uns bald nichts mehr, Lady Luck“, murmelte ich und preßte mir die Sauerstoffmaske aufs Gesicht.

„Bist du sicher, daß das der Computer ist?“ Ntebe lehnte sich quer über meine Beine und sah mich aufmerksam an. Hinter ihm konnte ich den Orion ausmachen, in seinen bestirnten Sonntagsstaat gekleidet, wie er durch das dicke Fensterglas hereinspähte. Ich konnte ihm nicht so recht zugrinsen.

„Egal... wir empfinden alle gleich.“ Ich blinzelte; das Eis an meinen Wimpern taute, und Wasser tropfte mir in die Augen. „Sie haben Ihr Loch im System, Ntebe. Salad... hat heute nacht jede Wette verloren.“

„Wunderbar...!“ Aber er sah auf mein Bein, und sein Gesicht verfinsterte sich grimmig. „Und Sie haben mehr als einen Liter verloren...“

„Sie müssen es einmal andersherum sehen. Ich bin immer noch halbvoll.“

„Wir haben es also geschafft. Wir haben es tatsächlich geschafft!“ frohlockte Kraus am Steuerknüppel. „Wir haben zwei der übelsten Ganoven im Sonnensystem geschafft! Das ist ein Abenteuer für...“

„Basil“, sagte Hana und pustete zärtlich auf meine eiskalten Finger, „halt den Mund.“

Der Rest war Schweigen.

„Ich werde nie wieder Geige spielen, weißt du?“ Ich stand auf einen Stock gestützt am Fenster des Solariums und sah dem schwarzen Rauch nach, der aus der Fabrik neben dem Krankenhaus wie ein Pilz in die smogbraune Polarluft aufstieg.

„Spielst du denn mit den Füßen?“ fragte Hana.

Ich drehte mich nachdenklich um. „Meinst du, es geht auch anders?“

Kraus stöhnte.

„Wer ist hier der Patient, Kraus, Sie oder ich? Ich bin derjenige, der hier die Schmerzen hat.“ Ich humpelte durchs

Zimmer, um mich neben Hana auf das eine Ende der roten Couch zu setzen.

„Und wir haben sie Ihretwegen im Kopf“, sagte Kraus vom anderen Ende her grinsend zu mir.

„Wo wir gerade davon sprechen, wir warten immer noch darauf, daß Salads Gesetzesaxt auf FTI oder zumindest auf uns niederfällt. Irgendwie glaube ich nicht, daß er es wagen wird...“ Ntebe zog die Augenbrauen in die Höhe. Am anderen Ende des Raumes schrie einer der anderen Gäste „Gin!“ und warf die Karten hin. Ich weiß nicht, warum, aber mit mir wollte keiner mehr spielen.

„Wenn jemand die Axt zu spüren bekommt, dann der Henker“, sagte ich. „Und ich freue mich schon darauf, den *coupe de grace* auszuführen... Ich glaube kaum, daß Khorram Kabir über das, was passiert ist, nachdem seine Lichter aus waren, erfreut ist.“

Hana legte mir tröstend den Arm um die Schulter. „Khorram Kabir ist... Software. Ich kann es immer noch nicht glauben. Es ist zu phantastisch.“

„Mit Geld kann man alles kaufen, wenn man genug davon hat. Gut, vielleicht nicht alles...“ Ich schüttelte den Kopf.

„Was Ihre... Abmachung mit ihm betrifft, Ring...“ – Ntebe sah mich zögernd an – „... ich sollte sie vielleicht nicht darum bitten, nach allem, was Sie schon für uns getan haben, aber wenn Sie ihm diese Besuche abstatten könnten, und sei es nur für ein paar Monate...“

„Ich habe die Absicht, meine Verabredungen einzuhalten.“ Ich streichelte ETHANAC und nickte. „Ich will nicht, daß die ganze Aufregung umsonst gewesen ist. Und außerdem, ich möchte es auch. Weil ich verstehe, was es heißt, nicht...“ Ich sah auf die staubige Plastikpflanze herab, die neben mir in einem Topf stand, und erinnerte mich. *Sie gehören zu mir, Ring...* Einen Moment lang dachte ich darüber nach, was

genau Kabir eigentlich im Sinn gehabt hatte, als er darüber kicherte. Aber andererseits... „Außerdem, wie viele Leute haben schon die Möglichkeit, bei dem größten Onkel Dagobert des Systems den Geist der vergangenen Weihnacht zu spielen? Vielleicht gelingt es mir sogar, sein mechanisches Herz aufzutauen.“

Ntebes Gesicht hellte sich auf. „Da haben Sie ja noch etwas vor sich.“

„Ich hoffe, es klappt.“

„Mein Brander.“ Hana küßte mich auf die Wange.

„Bitte“, bat ich und wurde rot. „Mach das noch einmal.“

„Tja.“ Ntebe stand auf und räusperte sich. „Gehen wir, Basil. Trinken wir eine Tasse Tee oder sonstwas, ja?“

„Bitte?... Oh.“ Kraus erhob sich. „Oh.“ Sie gingen schweigend weg.

„Sag mal“, ich hielt ihr mein Handgelenk hin, als wir endlich allein waren. „Was hat es eigentlich mit diesem Silberarmband auf sich?“

Sie wandte sich ab. „Was soll damit sein?“

„Woher wußtest du, daß ich dich brauche?“

Sie lachte. „Das ist ein Aufspürgerät. Aber trotzdem bin ich Salad auf den Fersen geblieben. Er folgte dir... wir folgten ihm.“

„Woher wußtest du aber, daß ich dich in dem Moment brauchte?“

Ihr Lächeln wurde verschmitzt. „Du möchtest hoffentlich nicht, daß ich dir die Wahrheit sage, oder?“

Ich überlegte.

„Das dachte ich mir.“ Sie berührte zärtlich mein Handgelenk und blickte weg.

Ich lehnte mich zurück, ließ ihr wunderschönes Gesicht meinen Blick ausfüllen und sagte auf einmal ernst: „Will ich, daß du mir die Zukunft voraussagst...?“

Sie sah mich forschend an. „Nun, wenn ich einmal nur als Doktor sprechen soll, dann läßt sich absehen, daß du noch sehr lange das Bett hüten mußt und eine ganz besondere Behandlung brauchst...“

„So ein Doktor bist du doch gar nicht!“

„Es ist ja auch nicht so eine Behandlung!“

Nichtsdestoweniger wirkte sie wie ein Zauber.

Das Kind der Priesterin

(MOTHER AND CHILD)

Der Schmied

Den ganzen Tag schon habe ich am Fuße der Klippe gelegen. Ich kann mich nicht bewegen, nur den Kopf kann ich drehen oder mit den Fingern zucken. Ich glaube, mein Rücken ist gebrochen. Es kommt mir vor, als wäre mein Körper schon tot, mein Kopf aber tut weh, und Kummer und Scham sind der ganze Schmerz, den ich ertragen kann. Ich denke an Etaa...

Vielleicht haben die Alten recht, wenn sie sagen, der Tod sei die Rückkehr in den Mutterleib, und daß wir beim Sterben unser Leben zurückgehen, um dann neu geboren zu werden. Zwischen den wachen Stunden träume ich, nicht von meinem ganzen Leben, sondern süße Träume aus der Zeit, als ich Etaa hatte, meine Liebste. Ich sehe unseren ersten gemeinsamen Sommer, als wäre er nie vergangen – warme Tage auf duftenden Hochlandwiesen, wo wir Shenns hüteten. Damals liebten wir uns nicht; sie war noch ein Kind und ich nicht viel mehr. Und aus unterschiedlichen Gründen hatten wir uns von der Welt abgesondert.

Bei mir hieß der Grund Verbitterung, denn ich war *neaa*, mutterlos. Im vorausgegangenen Winter hatte ich meine Eltern bei der Jagd an ein Rudel Kharks verloren. Die Schwester meiner Mutter nahm mich in ihre Familie auf, wie es Brauch war, aber trotzdem quälten mich die Wunden meines Verlustes, und ich blieb immer ein Außenseiter – das lag zum Teil an meinem eigenen Trotz, zum Teil auch hatten die Verwandten Schuld. Manchmal, wenn ich mit den grasenden Shenns allein war, saß ich da und weinte.

Bis ich eines Tages durch meine Tränen hindurch ein Mädchen erblickte, mit Augen von der Farbe frisch

umbrochener Erde und kurzem, lockigem Haar, das so dunkel war wie meines. Sie stand da und sah mir ernst zu, wie ich mir die Augen trockenrieb.

Was willst du? signalisierte ich. Ich blickte sie finster an und hoffte, daß sie weglaufen würde.

Ich habe dich weinen gespürt. Bist du einsam?

Nein. Geh weg. Sie ging nicht. Ich runzelte die Stirn. *Woher kommst du überhaupt? Warum spionierst du hinter mir her?*

Ich hab nicht spioniert. Ich war mit meinen Shenns auf der anderen Seite des Flusses. Ich bin Etaa. Damit schien sie alles erklärt zu haben.

Und so war es, ich erkannte sie dann. Sie gehörte zu einem anderen Klan, aber alle sprachen über sie. Ihr Namenszeichen ‚Etaa‘ bedeutete ‚gesegnet von der Mutter‘, und sie besaß die schärfsten Augen im Dorf. Sie konnte einen Vogel auf dem Ast am anderen Ende eines Feldes sehen und einen Faden durch das feinste Nadelöhr fädeln; darüber hinaus aber war sie mit dem zweiten Blick geboren worden – sie spürte in allen Dingen der Natur die Gegenwart der Mutter. Sie konnte die Seele jeder lebendigen Kreatur anrühren und ihre Gefühle erkennen und manchmal sogar vorhersagen, wann es regnen würde. Andere im Dorf hatten auch den zweiten Blick, doch nicht so klar wie sie, und die meisten Leute glaubten, sie würde die nächste Priesterin sein, wenn sie erst das richtige Alter hätte. Doch jetzt war sie noch ein Kind, das die Herde hütete, und ich wollte von ihr in Ruhe gelassen werden. *Deine Shenns werden auseinanderlaufen, o Gesegnete.*

Alter Schmerz zuckte über ihr sonnengebräuntes Gesicht, und dann rannte sie zurück zum Fluß.

Warte! Bestürzt stand ich auf, aber sie sah mein Zeichen nicht. Ich warf einen Stein, er streifte durch das Gras an ihr vorbei; sie blieb stehen und drehte sich um. Ich winkte sie mit

schlechtem Gewissen zurück, weil ich aus eigenem Kummer jemand anders verletzt hatte.

Sie kam wieder. Ihr Gesicht spiegelte so viele verschiedene Gefühle, daß ich sie nicht verstehen konnte.

Es tut mir leid. Ich wollte dich nicht auch noch unglücklich machen. Ich bin Hywel. Ich setzte mich unter Gebärden hin.

Ihr Lächeln brach so strahlend und plötzlich hervor, wie ihre Enttäuschung und verschwand auch genauso schnell. Wie ein Hund ließ sie sich an meine Seite fallen und strich ihren gestreiften Rock glatt. *Ich habe nicht angegeben... ich will nicht...* Sie ließ die Schultern hängen. Mir war vorher nie in den Sinn gekommen, daß eine Segnung genausogut auch eine Last bedeuten konnte. *Ich wollte nur...* Ihre Finger zögerten mitten im Wort. *Ich wollte nur wissen, ob dir nichts fehlte.* Mit etwas wie Sehnsucht sah sie durch ihre langen Wimpern zu mir auf.

Voller Unbehagen blickte ich weg, über die Weide. *Kannst du deine Shenns von hier aus beobachten?* Mir erschienen sie nur wie ein grauweißer, beweglicher Fleck, selbst, wenn meine Augen klar gewesen wären, und jetzt waren sie wieder getrübt. Sie nickte.

Du hast vollkommene Sehkraft, nicht? Meine Hände zuckten vor verhaltener Enttäuschung. *Ich wünschte, ich hätte das auch!*

Sie blinzelte. *Warum? Willst du ein Krieger werden, so wie in den alten Erzählungen? Ein paar von unserm Volk wollen sich die Köpfe der Neaaner, die hinter den Bergen leben, holen für alles, was sie uns antun. Ich glaube, im Süden haben manche das schon getan.* Ihre Augen weiteten sich.

Der Gedanke an die Neaaner, die Mutterlosen, ließ mich schauern; wir nannten sie Neaaner, weil sie nicht wie wir an die Mutter Erde glaubten, sondern an Götter, die angeblich vom Himmel herabgekommen waren. Wir sind die Kotaaner,

die Kinder der Mutter, und *neaa* zu sein war zugleich mitleiderregend und fluchbeladen, ob man ein einzelner Junge war oder ein ganzes Volk. *Ich will keine Menschen töten. Ich will weit sehen können, damit ich Jäger werden und Kharks töten kann, wie sie meine Eltern getötet haben!*

Oh. Sie berührte mit den Fingern leicht meine Wange, um ihr Mitgefühl zu zeigen. *Wann ist das passiert?*

Am Ende des Winters, als sie auf der Jagd waren.

Sie lehnte sich auf ihre Ellbogen zurück und blickte in den stumpfen, blauen Himmel, wo die Sonne, der Mutter vermählt, von neuem darum kämpfte, Cyclops ihr strahlendes Gewand zu entreißen. Aus dem weiten Grün ihres Antlitzes schielte Cyclops' rollendes, blutunterlaufenes Auge böse auf uns herab. *Wahrscheinlich war es eine Untat von Cyclops.*

Etaa seufzte. *Ihre Macht ist immer während der Dunklen Mittage am größten, die alte Häßliche! Immer bringt sie Leid mit der Kälte! Doch die Mutter sieht alles...*

Die Mutter hat die Kharks nicht gesehen. Sie hat meine Eltern nicht gerettet. Sie hätte es tun können! Auch Sie bringt uns Leid, die große Hure!

Etaas Hände bedeckten die Augen und glitten dann langsam hinab. *Hywel, das ist Gotteslästerung! Sprich nicht so, oder Sie wird dich bestrafen. Wenn Sie zugelassen hat, daß deine Eltern starben, so müssen sie Sie beleidigt haben.* Sie hob den Kopf mit kindischer Selbstgerechtigkeit.

Meine Eltern haben nichts falsch gemacht! Niemals! Innerlich sah ich beide vor mir, wie sie meistens gewesen waren, voller Zank und Streit... Sie waren zusammengeblieben, weil sie ein Kind zustande gebracht hatten, nachdem sie zwei andere verloren hatten. Sie waren fruchtbar zusammen, und vielleicht hätten sie eines Tages ein viertes Kind bekommen. Aber sie mochten sich nicht besonders, und womöglich war ihr Überdruß ein Vergehen. Ich

schlug Etaa hart auf den Arm und sprang auf. *Die Mutter ist eine Hure, und du bist ein dummes Gör! Hoffentlich bist du unfruchtbar!*

Sie keuchte und schlug ein Schutzzeichen. Dann stand sie auf und trat mir mit ihren groben Sandalen ans Schienbein. Ihr Gesicht war zornrot, und wieder rannte sie über die Weide davon.

Als sie weg war, warf ich wütend ein paar Steine nach den Shenns und sah zu, wie sie in blinder Angst immer wieder um das Feld rasten.

Und so kam es, daß ich das Verschwinden eines meiner Shenns bemerkte, als mein Zorn verraucht war. Fluchend suchte ich herum und fand schließlich das sture alte Muttertier auf der steilen Böschung am Rande der Weide. Es kletterte unbeholfen über die rauhen, schwarzen Steine, verletzte dabei die empfindlichen Füße und riß sich ganze Büschel seidiger Wolle an den Felsen und Dornbüschen aus. Endlich fing ich das Tier mit meinem Hirtenstab wieder ein und schleifte es an seinen Schlappohren zurück, während es mit dem Kopf nach mir stieß und mir mit seinen hervortretenden Krallen auf die bloßen Füße trat. Ich verwünschte es im Geiste, weil ich keine Hand frei hatte; ich fluchte auf meine eigene Dummheit, und am meisten fluchte ich auf die Mutter selbst, weil mein ganzer Jammer von ihr herzurühren schien.

Zerkratzt und zerschunden hatte ich das Muttershenn endlich den steinigen Hügel hinunter auf die Weide gezerrt; ich versetzte ihm noch einen Schlag mit meinem Stab und sah es beleidigt zurück zur Herde trotten. Ich wollte an den Fluß gehen, um mir den brennenden Körper zu waschen, doch Etaa war mir zugekommen und trank gerade. Ich fürchtete, sie könnte mich für den Narren halten, der ich war, und so warf ich mich lieber im Schatten des Hügels nieder und tat, als ob ich mich ausruhen müßte. Ich konnte nicht erkennen, ob sie

überhaupt in meine Richtung blickte, obwohl ich mir die Augen mit den Fingern aufriß und hinschielte.

Plötzlich jedoch war sie auf den Beinen und kam, wild die Arme schwenkend, angerannt. Ich richtete mich auf und überlegte, was denn jetzt schon wieder Verrücktes...

Und dann löste sich über mir ein Teil des Hanges und begrub mich in Finsternis.

Ich kam spuckend zu mir, mit schwarzem Dreck in Augen, Nase und Mund und sah Etaa wie wahnsinnig Erde und Steine von meinen verschütteten Beinen wegräumen. Obwohl sie, gemessen an anderen Frauen, nicht besonders groß war, hatte sie doch immer genügend Körperkraft, um es mit manchem Mann aufnehmen zu können. Und mein Leben lang erinnerte ich mich an den wilden, brennenden Ausdruck auf ihrem Gesicht, als sie sich umdrehte und mich lebend fand. Sie gab kein Zeichen, sondern grub so lange weiter, bis ich befreit war.

Sie half mir auf, und erst als ich den Erdrutsch sah, begriff ich vollständig, was geschehen war. Ich fiel auf die Knie, und rieb mir eine Handvoll Erde ins Haar. Ich bat Sie um Vergebung, Ihren Leib preisend. Niemals wieder habe ich der Mutter Weisheit oder Macht bezweifelt! Etaa kniete neben mir und tat es mir gleich.

Während wir das Abendessen vor meinem Zelt teilten, fragte ich Etaa, woher sie Bescheid gewußt hatte, als sie mich zu warnen versuchte. *Hast du gesehen, wie es passierte?*

Sie schüttelte den Kopf. *Ich habe es zuerst gefühlt... die Mutter hat mir nur nicht genug Zeit gelassen, um dich zu warnen.*

Weil Sie mich bestraft hat. Wegen der Gedanken, die ich schon den ganzen Tag lang habe, hätte Sie mich töten sollen!

Aber ich habe dich doch geärgert. Es war meine Schuld. Ich hätte das über deine Eltern nicht sagen sollen, das war schrecklich.

Ich sah in ihr betrübtes Gesicht, überschattet von grünlichem Zwielficht. *Es ist die Wahrheit gewesen.* Ich seufzte. *Und es war heute nicht das erste Mal, daß ich auf die Mutter geflucht habe. Aber ich werde es niemals wieder tun. Sie hat wohl richtig gehandelt, als sie meine Eltern sterben ließ. Sie haßten das Leben miteinander; wo andere um Kinder beten und keine bekommen können, wußten sie mit dem Segen ihrer Fruchtbarkeit nichts anzufangen.*

Hywel... hast du je daran gedacht, daß sie jetzt vielleicht glücklicher sind? Verlegen senkte sie den Blick. *Meine Mutter sagt, man fände Frieden, wenn man in den Mutterleib zurückkehrt. Vielleicht kannte Sie das unglückliche Leben deiner Eltern und ließ sie zu Sich kommen, um neu geboren zu werden.*

Glaubst du wirklich? Ich beugte mich vor und verstand nicht, warum die Worte dieses fremden Mädchens mich so sehr anrührten. Gedankenvoll runzelte sie die Stirn. *Ich glaube schon.*

Und ich spürte, wie der andere Schatten, der so lange meinen Geist verdüstert hatte, vorüberglitt, als wäre die Sommersonnenwende endlich für mich angebrochen und ich stände wieder im Licht.

Etaa wollte die Nacht über bei mir bleiben; ihre Mutter war heilkundig, und sie gab mir zu verstehen, daß ich ‚innere Verletzungen‘ haben könnte. Dabei sah sie so gewichtig aus, daß ich lachen mußte. Ich lag noch lange wach und sah auf in die grün schimmernde Nacht über dem ledernen Zeltdach; alles tat mir weh, doch ich hatte Frieden gefunden. Ich konnte die bleiche Laa Merth sehen, der Erde Trauernde Schwester. Geisterhaft entfloh sie in die äußere Dunkelheit in einem nie endenden Versuch, ihrer Mutter zu entrinnen, Cyclops, die sie immer wieder zurückholte. Cyclops hatte ihr grelles Auge von uns abgewendet, und die schimmernden Streifen ihres

Gewandes lenkten meine Gedanken ausnahmsweise auf angenehme Dinge wie die gestreiften Melonen, die weiter unten auf dem Dorfacker reiften.

Ich sah mich nach Etaa um. Die kurzen, dunklen Locken fielen ihr über die Wange, und ihre entblößte Brust unter der Kette aus Glückssamen ließ erst eine sanfte Spur von Rundungen erkennen. Ich ertappte mich bei dem Wunsch, sie möge wie durch Zauberei zur Frau werden, denn ich war gerade alt genug; und plötzlich wünschte ich mir, daß sie dann mich als ihren Mann haben wollte. Dieser Gedanke war mir bis dahin noch bei keiner gekommen. Doch wenn sie eine Frau wäre, würde sie unsere Priesterin sein und könnte sich einen Mann aussuchen, und sie würde bestimmt keinen ohne den zweiten Blick nehmen... Ich erinnerte mich an den Blick, den sie mir zugeworfen hatte, als sie mich aus dem Erdrutsch ausgrub, und bei dem Gedanken, vielleicht doch noch eine Chance zu haben, schoß mir das Blut ins Gesicht.

Während dieses Sommers und der folgenden Jahreszeiten verbrachte ich viel Zeit mit Etaa und gewöhnte mich langsam an ihre seltsamen Fähigkeiten. Ich hatte nie das Gefühl kennengelernt, von der Mutter oder auch von einem anderen Menschen in meinem Innersten angerührt zu werden, und weil ich nur wenige enge Freunde hatte, kannte ich mich nicht aus bei jemandem, der den zweiten Blick hatte. Bei Etaa zu sein bedeutete mit jemand zusammenzusein, der in fremde Welten sehen konnte. Oft schreckte sie ohne Grund auf oder sagte mir, was wir hinter der nächsten Wegbiegung finden würden. Sogar meine Gefühle kannte sie manchmal, ohne daß sie mein Gesicht sehen konnte. Sie spürte, was die Erde spürt, die Berührung aller Kreaturen auf Ihrer Haut.

Etaas zweiter Blick machte sie einem Waldwesen ähnlich, (denn auch alle Tiere kennen den Willen der Mutter), und allein wie ich, verbrachte sie einen großen Teil ihrer Zeit bei den wilden Kreaturen. Sie versuchte oft, mich zum Zusehen mitzunehmen, aber die Tiere sprangen immer davon, wenn ich kam. Dann wich Etaa zurück und erklärte mir, daß ich mich langsamer bewegen müßte, vorsichtiger auftreten, weil das Brechen von Zweigen die Erde verletzte... ich wußte jedoch nie genau, was ich falsch gemacht hatte.

Im folgenden Sommer wurde ich am Sonnenwendabend zum Manne geweiht. Während des anschließenden Festes, als ich nach dem Eintauchen in die heilige Quelle tropfnaß und zufrieden dasaß, saß Etaa stolz an meiner Seite. Gegen Mitternacht jedoch verließ ich die Feier, um mich mit Hegga hinaus auf die Felder zu begeben, denn dazu konnte man nur eine Frau bitten, und Etaa war noch ein Kind. Das bewies sie auch, indem sie Hegga die Zunge herausstreckte, als wir an ihr vorbeigingen. Ich mußte darüber lächeln, bedeutete es doch, daß auch sie bald eine Frau sein würde.

Jetzt, wo ich ein Mann war, fragte mich Teleth, der Dorfschmied, ob ich sein Lehrling sein wollte. Das Schmieden ist eine Gabe der Sonne an den Feuerklan, und nur ein Mann aus diesem Klan wird Schmied, ganz gleich, in welchen Klan er einheiratet. Teleth war der Vetter meiner Mutter und hatte einen Sohn, der sein Nachfolger geworden wäre, aber dieser Sohn war weitsichtig und taugte nicht zur Schmiedearbeit. Ich war Teleths nächster kurzsichtiger Verwandter; er signalisierte mir jedoch, daß ihm meine Geschicklichkeit und schnelle Auffassungsgabe viel mehr gefielen. Das wiederum freute mich mehr, als ich ihm ausdrücken konnte, denn neben der Ehre hieß es, daß ich Etaa besser beeindrucken konnte.

Wenn immer ich sie durchs Dorf gehen sah oder sie dabei beobachtete, wie sie sich durch Zeichen mit ihren Besuchern

unterhielt, versetzte mich die Anmut ihres Verhaltens und ihrer Worte in Erstaunen, obwohl sie doch noch ein Kind war – besonders deshalb, weil mir Worte nicht leicht zufließen und ich meine Gefühle besser durch meine Holz- und Metallarbeiten ausdrücken konnte. Oft aber sah ich sie von der Schmiede aus allein den Pfad betreten, der zur Schlucht der Mutter führte, und ich dachte an die Bürde, die sie immer trug, und daran, wie sie mir meine leichter gemacht hatte. Ich ging dann an die Arbeit zurück und arbeitete doppelt so hart und hoffte, Teleth würde Erbarmen mit mir haben und mich früher gehen lassen.

Doch gewöhnlich ließ mich Teleth in jeder freien Minute arbeiten; er war noch jung, hatte aber ein Lungenleiden und spuckte Blut beim Husten; er fürchtete, nicht mehr lange zu leben. Wenn ich endlich mit Etaa zusammen war, verhedderten sich vor Aufregung meine Hände bei dem Versuch, all die Dinge herauszubringen, die ich sonst mit niemandem teilen konnte. Bei mir konnte Etaa das Kind sein, das sie sonst nirgends sein durfte. Manchmal störte es mich, und ich dachte, sie würde wohl nie erwachsen werden, doch ich ließ alles über mich ergehen, weil ich merkte, daß sie es brauchte, und weil sie manchmal meinen Kopf zu sich herabzog und mich küßte, leicht wie eine Libelle, bevor sie davonlief.

Während der Vier Feste und auch der anderen Feiern waren wir immer zusammen, denn bevor sie nicht Frau war, konnte sie auch nicht unsere Priesterin werden. Wir sahen uns beim Säen und Ernten auf den Feldern, wenn alle miteinander arbeiteten, und im Sommer kam sie bisweilen mit mir Futter suchen und Beeren sammeln. Weil sie mit ihren Augen gleichzeitig Nahes und Fernes sah, konnte sie sich jede Beschäftigung aussuchen, die ihr gefiel – und es gefiel ihr bei mir, wie sie sagte.

Gewöhnlich gerieten wir beim Beerensammeln vor lauter Freiheitslust außer Rand und Band und zertraten oder aßen

mehr Beeren, als in unsere Körbe wanderten. An einem windstillen, feuchtheißen Tag im zweiten Sommer nach meiner Mannwerdung waren wir auf der Suche nach roten Klettenbeeren und heilkräftigem Muttermoos. Den ganzen Vormittag lang war Etaa seltsam zurückhaltend und ernst, so als ob sie auch schon vor mir ihr feierliches Gesicht ausprobierte. Ich versuchte, sie aus sich herauszulocken, doch gelang es mir nicht; ich fühlte Verzweiflung in mir aufsteigen bei dem Gedanken, daß ich sie, ohne es zu wollen, auf irgendeine Weise verletzt haben könnte – oder noch schlimmer, daß sie schließlich das Interesse an mir verloren hätte.

Mutters Titten! Ich riß mich von den Dornen los, zugleich fluchend und herumfummelnd, und verlor noch eine Handvoll Beeren.

Etaa blickte vom Flußufer her, wo sie Moos sammelte, sie spürte wie immer meinen scharfen Gefühlsausbruch. *Ist alles in Ordnung, Hywel?*

Ich nickte, obwohl ich von meinem Standpunkt aus kaum ihre Zeichen unterscheiden konnte. *Heb nur etwas von dem Moos für mich auf, ich werde hier zu Tode gestochen.*

Sie kletterte das Ufer hinauf. *Dann laß mich pflücken, und du sammelst das Moos ein. Es wird deine Wunden lindern, während du arbeitest.*

Mir geht es gut. Ich fühlte meinen alten Trotz wieder in mir aufsteigen. *Es macht mir nichts aus. Meine Kratzer sind schon besser... Sieh doch! Da fliegt ein Rubit. Das ist der Vogel der Mutter! Sie will, daß wir die Plätze tauschen.*

Woher willst du wissen, was das bedeutet? Noch bist du keine Priesterin. Ich schielte in die Richtung ihres ausgestreckten Fingers. *Und das ist auch kein Rubit, sondern ein Folgevogel.*

Doch, es ist ein Rubit, ich fühle, daß...

Ist es nicht. Ich verschränkte die Arme.

Hywel... Sie starrte mich an. Was ist heute nur los mit dir?

Was ist los mit dir? Den ganzen Tag lang tust du, als ob du mich kaum kennst! Ich wandte mich ab, um all das zu verbergen, was auf meinem Gesicht stand.

Schließlich tippte sie mich an die Schulter. Ich drehte mich um und sah sie erröten, so rot wie die Klettenbeeren, die Hände zuckten vor ihrer Hüfte. *Ich wollte nicht... ich konnte dir doch nicht sagen... ich dachte... Oh, Hywel, willst du am Sonnenwendabend mit mir auf die Felder gehen?* Ihr Gesicht brannte noch heißer, und ihre Augen strahlten so hell wie die Sonne.

Da brach ein Lachen aus mir heraus, voller Erleichterung und Freude. Ich umfing sie mit beiden Armen und schwang sie herum, mein Körper rief *Ja* und *Ja* und *Ja*, während sie an mir hing und ich sie über ihre eigene Erleichterung lachen fühlte. Ich ließ sie nieder und richtete die Glieder meines Gürtels, um meine Sprachlosigkeit zu verbergen. Dann betrachtete ich sie von oben bis unten, grinste und signalisierte, *So, du Göre, bist du endlich erwachsen?*

Sie verzog entrüstet das Gesicht. *Natürlich. Und nenn mich bitte nicht mehr, Gör'. Tatsächlich hat meine Mutter mir schon seit fast sechs Monaten die Haare nicht mehr geschnitten, und du hast es nicht einmal bemerkt!*

Ich berührte die dunklen Locken, die jetzt beinahe bis zu ihren Schultern reichten. *Hab' ich wohl nicht! Ich werde dir ein Stirnband machen müssen, das zu deiner Halskette paßt.*

Ihre Hand faßte nach der Schnur aus Jett und Silberperlen, die ich für sie angefertigt hatte. *Meine Kette hängt auch nicht mehr gerade runter.*

Das habe ich bemerkt. Ich grinste wieder und rückte näher. Sie packte meinen Kopf und zog ihn herab, um mich zu küssen, wie sie es immer getan hatte, diesmal aber machte sie

sich nicht los, und ihr Kuß war mehr wie Feuer als ein Flügel der Libelle.

Jetzt riß ich mich los. *He, so was habe ich dir nie beigebracht! Mit wem warst du zusammen?*

Mit keinem. Hegga hat mir gesagt, dir würde es gefallen! Sie tanzte davon, wild die Arme schwenkend, rutschte aus und fiel das Ufer hinunter auf ein Bett von Moos.

Ich sprang die Böschung hinab hinter ihr her und landete neben ihr im weichen, grüngrauen Moos. *Ihr klatscht also über mich, wie?* signalisierte ich, und dann zeigte ich ihr ein paar Dinge, von denen Hegga ihr nichts erzählt hatte.

Es kam mir vor, als ob der Abend der Sommersonnenwende nie kommen wollte, doch endlich war er da, und ich fand mich wieder, wie ich meinen Umhang zwischen Reihen von Weizen auf die milde Erde breitete und Etaa an meine Seite herabzog; das nasse Frauengewand haftete noch eng an ihrem Körper. Und dann schliefen wir zum ersten Mal zusammen und baten um Fruchtbarkeit für die Felder und für uns, und mir erschien alles wie ein Traum, denn ich hatte es oft genug geträumt.

Danach lagen wir in der sanften, warmen Nacht beieinander, sahen unser Lächeln in grünen Schimmer getaucht und betrachteten Cyclops, die wie eine große, gestreifte Melone über uns hing. Ich gab ihr die Ohrgehänge, die ich für sie gemacht hatte, silberne Glöckchen in Blütenform, Symbol für die Priesterin der Mutter. Sie empfing sie beinahe mit Ehrfurcht, strich mit den Fingern darüber und signalisierte, daß sie eine schöne Seele hätten. Und ich dachte daran, daß sie morgen, am Sonnenwendtag, unsere Priesterin werden würde, und ich zog sie wieder an mich und überlegte, was dann wohl zwischen uns geschehen würde. Etaa machte ihre Hände frei und fragte, ob sie nun in meinen Augen eine richtige Frau sei. Ich küßte sie auf die Stirn und versicherte: *In jeder Beziehung*, und ihr Herz klopfte heftig an meiner Brust. Und dann, als

hätte sie meine Gedanken gelesen, fragte sie mich stolz, ob ich ihr Mann sein wollte.

Wir kehrten erst bei Morgengrauen ins Dorf zurück; und die Ernte in diesem Jahr war reich.

Doch jetzt fällt ein kalter Nieselregen, der Himmel ist vor Kummer grau; ich liege am Fuße der Klippe, und schon den gestrigen Tag kann ich mit meinen verkrüppelten Händen nicht mehr erreichen. Ach, gestern – gestern war wieder Sommersonnenwende, der Tag der Fruchtbarkeit, das größte aller heiligen Feste der Mutter – und ein Tag, der uns Freude hätte bringen sollen, Etaa und mir. Gestern entkam unsere Mutter Erde dem Schatten der neidischen Cyclops und vereinte sich wieder mit ihrem strahlenden Gatten, der Sonne, um erneut Dunkelheit und kahler Nacht Trotz zu bieten. Und gestern hatte die Priesterin unseres Dorfes die Rolle der Mutter in dem Ritual übernommen, und ein Mann des auserwählten Klans war ihr Gemahl, damit für einen sicheren Weg durch die Jahreszeiten der Dunklen Mittage und eine bessere Zukunft für unser Volk gesorgt würde. Weil die Dorfpriesterin die von der Mutter meistgesegnete Frau ist, verbindet sie sich nach altem Brauch an jeder Sommersonnenwende festlich einem Mann von einem anderen Klan in der Hoffnung, gesegnet wie sie ist, ein Kind zu zeugen, das das Blut des väterlichen Klans stärkt.

In diesem Jahr, wie auch in den vergangenen sieben, war Etaa unsere Priesterin; in diesem Jahr aber hatte mein Klan ihren Gatten ausgewählt, und man hatte mich genommen. Etaas Gesicht spiegelte meine eigene Freude wider, als ich es ihr sagte, denn obwohl ich jetzt Schmied war und auch ihr Mann, wurde diese höchste Ehre gewöhnlich jenem Klanbruder zuteil, der den zweiten Blick hatte.

Und dann rüttelte Etaa mich in der Morgendämmerung des Sonnenwendtages wach, die Augen voller Liebe. Sie trug nur

einen Kittel und hatte schon festliche Girlanden in ihre wilden, dunklen Locken geflochten. Sie duftete nach Sommerblumen.

Hywel, die Sonnenwende ist da!

Ich mußte halb lachen, halb gähnen. *Ich weiß, du Priesterin! Wie könnte ich es vergessen...*

Hywel, ich habe eine Überraschung. Sie senkte plötzlich den Blick, und ihre Hände zitterten, als sie die Zeichen schlug. Ich sah ihre silbernen Ohrgehänge im Licht aufblitzen. *Meine Monatsregel ist ausgeblieben, ich glaube, ich glaube...*

Etaa! Ich berührte ihren Bauch, der noch flach und fest war unter dem dünnen Leinen des Gewandes.

Ja! Sie lächelte und brach in Lachen aus, als ich sie neben mich in die Hängematte zog. Acht Ehejahre und sieben Sommersonnenwenden waren vergangen, und wir hatten schon gedacht, Etaa sei unfruchtbar wie so viele andere; bis jetzt...

Ich preßte sie eng an mich in der sanften Umarmung unserer Hängematte, sacht schwangen wir von einer Seite zur anderen.

Wir sind wahrlich gesegnet, Etaa! Die Mutter hat wohl auf diesen Tag gewartet. Ich küßte sie und zupfte an ihrem Kittel, doch sie stieß mich zurück. *Nein, Hywel, heute müssen wir warten!* Ich grinste. *Du hältst mich wohl für einen alten Mann? Mich, den Vater deines Kindes? Ich will die Mutter heute nicht vernachlässigen, aber meine Frau auch nicht!*

Noch gestern war alles, wie es hätte sein können – die Sonne in ihrer Herrlichkeit blendete den Himmel, die Kornfelder leuchteten... Etaas Gesicht strahlte in der Schlucht der Mutter am Tage, wo sie uns allen Gattin und Mutter sein würde, und ich war ihr Auserwählter!

Doch an diesem Morgen fragte sie mich, ob ich sie mit uns reiten lassen wollte, wenn ich auf den Markt zu den Neaanern ginge. Wir haben mit den Neaanern Handel getrieben, seit wir uns an ihrer Grenze angesiedelt haben, und das ist länger her, als irgend jemand sich erinnern kann. Sie sind ein fremdes,

nach innen gekehrtes Volk, das jede Verständigung mit der Mutter verloren hat. Deswegen leben sie finster und freudlos, sie verfolgen sogar die eigenen Leute, die mit dem zweiten Blick gesegnet sind, und nennen sie Hexen. Sie glauben an Götter, die sie verlassen haben und im Himmel leben und die ihnen, wie sie behaupten, die Große Seuche geschickt haben.

Was sie glauben, hat uns nie gefallen, wohl aber das, was sie besaßen: sanftfüßige Zelter, die Lasten tragen oder den Pflug ziehen konnten, neue Samenarten für unsere Felder – selbst einen Weg, um die Felder durch viele Jahre hindurch fruchtbar zu erhalten, was uns half, ein seßhafteres Leben zu führen. Von uns wollten sie dafür Schmuck und Metallarbeiten und die Felle wilder Tiere, denn noch lieber als wir zeigen sie ihren Reichtum, besonders diejenigen, die am meisten davon haben. Ein seßhaftes Bauerndasein hat ihnen viel Zeit gelassen, um seltsame Gebräuche zu entwickeln, zum Beispiel erhöhen sie einige Menschen über alle anderen, oft ohne jeden vernünftigen Grund, soweit wir es beurteilen konnten, ohne Weisheit, oder Mut oder gute Sehkraft.

Dennoch waren unsere Handelsbeziehungen für jeden von uns gut, bis eines Tages die Götter der Neaaner zu ihnen zurückkehrten; jedenfalls glaubten sie das, und die Alten erinnern sich noch daran. Mit der Rückkehr der Götter wandten sich die Neaaner gegen uns – diese Rückkehr sei der Beweis dafür, daß ihr Glaube der einzig wahre sei und wir, die Kootaaner, für ihre Götter ein Gegenstand des Abscheus wären. In das Dorf waren häßliche Gerüchte über Vorfälle weiter südlich gedrungen, und selbst hier störte eine gewisse Verstimmung unseren Verkehr mit dem Herrn und seinem Volk in Barys-Stadt. Trotz allem bestand Etaa darauf mitzureiten, sie wollte etwas erleben. Sie war unwiderstehlich wie ein Sommertag und genauso schön, und so gab ich nach, weil ich alles mit ihr teilen wollte.

Als wir Barys-Stadt erreichten, fanden wir es voll von Soldaten des Königs, dem mächtigsten Herrn des Landes. Er stattete seinen Grenzgebieten einen seltenen Besuch ab, wahrscheinlich um sich zu vergewissern, daß sie gegen uns gesichert waren. Ich sah den König selbst, keine dreißig Fuß entfernt, trotzdem war er nur ein verschwommener Fleck vor meinen Augen. Er saß auf einem Pferd und beobachtete mit seinen Edlen, wie wir unseren Tauschhandel begannen. Doch dann drängten sich seine Soldaten an uns heran, winkten und verspotteten Etaa, nannten sie ‚Hexe‘ und ‚Hure‘. Einer versuchte, sie von ihrem Zelter zu ziehen, doch sie schlug mit einem eisernen Topf nach ihm. Der König gab kein Zeichen, um allem ein Ende zu machen, und ärgerlich befahl ich, meine Waren einzusammeln, ohne mich darum zu kümmern, ob mein nervöses Pferd in der Menschenmenge jemanden verletzte. Ich hatte in der Vergangenheit schon zu viele Beleidigungen durch die Leute von Barys-Stadt einstecken müssen, und als sie sich mürrisch um uns sammelten, machte ich ihnen klar, daß die Kränkung meiner Frau die letzte gewesen war, daß sie von mir keine Metallarbeiten mehr bekommen würden. Wir wendeten und ritten davon, vorbei an dem fetten Ortspriester der Himmelsgötter, der ein juwelenbesetztes Gottessymbol abholen wollte, das er bei mir bestellt hatte. Als ich ihn sah, warf ich es auf einen Misthaufen. Ich verlor keinen Blick, um zu sehen, ob er hinrannte und es aufhob. Etaa war sehr bleich, als sie neben mir ritt; sie signalisierte, hinter uns sei ein böser Ort, und bat mich, mein Versprechen, nie wieder dort hinzugehen, zu halten, denn sie hatte in zu vielen Augen Haß gesehen.

Da erstarrte ihr Gesicht vor Schreck, obwohl ich nichts sehen konnte; sie drehte sich im Sattel um und blickte wild nach der Stadt zurück. *Hywel!*

Mein Pferd sprang zur Seite, als ein Pfeil in seiner Flanke steckenblieb. Ich riß seinen Kopf zurück und sah berittene Männer schnell hinter uns her kommen, deren Kettenpanzer in der Sonne Funken sprühten. Etaa zog mich am Arm, wir spornten unsere Pferde zum Galopp an und wurden bis auf die Haut durchnäßt, als wir durch den Fluß sprengten, der unseren Weg kreuzte.

Wir ritten auf die Berge zu, die unser Dorf von den Neaanern trennten, und hofften, die Soldaten in dem rauen Dickicht abzuschütteln, wo unsere Zelter sicherer auftreten konnten. Doch die Neaaner schienen jede unserer Bewegungen zu kennen; immer wieder verloren wir sie aus den Augen, sie aber verloren uns nicht und schnitten uns den Fluchtweg ab. Wir kannten uns im unebenen Hochland nicht aus, hatten uns bald verirrt und waren verstreut, und am Ende ritten nur noch Etaa und ich zusammen – doch die Soldaten folgten uns wie Hunde einer Fährte.

Bis uns schließlich die starren, schwarzgestreiften Wände einer Schlucht an das Ende unserer Flucht brachten. Wir standen am Rande eines Abgrundes, wo das Schmelzwasser hinabstürzte ins Vergessen, und es gab keinen Ausweg mehr. Mein Pferd sank in die Knie, und ich glitt von seinem Rücken, um hinabzusehen. Der Abhang war steil, mehr als hundert Fuß bis zu den silbrig-nassen Felsen unten. Ich drehte mich um, von Verzweiflung überwältigt. *Folgen sie uns immer noch?*

Ja! Etaa warf sich vom Pferd, ihr buntes Kleid war schlammbedeckt, die Sommerblumen waren aus ihrem Haar gerissen. Sie klammerte sich an mich, schwer atmend, dann sah sie in die buschbewachsene Schlucht. *Mutter, sie kommen, sie kommen immer noch! Wie können sie uns folgen, wenn sie uns nicht sehen können?* Sie zitterte wie ein gefangenes Tier. *Warum, Hywel, warum tun sie das?*

Ich berührte ihre blutende, zerkratzte Wange mit meiner zerkratzten Hand. *Ich weiß nicht. Aber...* Meine Hände versuchten, die Worte einzuschließen. *Du weißt doch, was sie mit uns machen, wenn sie uns fangen.*

Ihre Augen schlossen sich. *Ich weiß...* Voller Angst schlang sie die Arme um ihren Körper.

Und dann werden sie uns bei lebendigem Leib verbrennen, damit unsere Seelen niemals Ruhe finden! Ich warf einen Blick in den Abgrund, jetzt zitterte auch ich. *Etaa...* Sie hatte die Augen wieder geöffnet und folgte meinem starren Blick.

Müssen wir? Sie preßte die Hände gegen ihren Bauch, unser Kind liebkosend.

Nun sah ich die Reiter wie einen unruhigen, verschwommenen Fleck hinter uns in dem überschatteten Hohlweg. *Wir müssen. Wir können uns nicht fangen lassen!*

Gemeinsam traten wir an den Rand der Klippe und sahen hinab, aneinandergeklammert und schwindelig aus Angst vor der Tiefe. *Etaa* streute schnell eine Handvoll Erde aus und betete zur Mutter. Sie sollte wissen, was geschah, und uns empfangen. Dann sah sie zu mir auf, zitterte aber so heftig, daß ich sie kaum verstehen konnte. *Oh Hywel, ich fürchte mich so vor der Tiefe...* Ihr Mund zuckte, man hätte glauben können, daß sie lachte. Dann zog sie meinen Kopf zu sich herab, und wir küßten uns lange und süß. *Ich liebe dich allein, jetzt und immer. Jetzt und immer,* signalisierte ich. Ich sah in ihren Augen, daß die Zeit auslief. *letztlich* fühlte nach ihrer Hand, sah die Soldaten am Anfang des Hohlweges, ihr betroffenes Gesicht und dann – nichts. Ich sprang.

Und fühlte im letzten Augenblick ihre Hand sich aus meiner losreißen. Durch die kalt über mir zusammenstürzende Ewigkeit sah ich ihr Gesicht hinauffallen, umrahmt von dunklem Haar. Dann schlug mein Körper auf die Felsen unten auf, und die bittere Qual entschwand meinem Sinn.

Warum ich überhaupt wieder aufgewacht bin, weiß ich nicht; auch nicht, warum ich noch lebe – ich würde gern sterben und meine Pein beenden. Jetzt bin ich in einen Alptraum erwacht, gefangen in diesem zerbrochenen Körper voller Scham, denn ich weiß, daß ich gesprungen bin und Etaa nicht. Ich habe zugelassen, daß sie von den Neaanern ergriffen wurde. Ich folterte meine Augen, um irgendein Zeichen zu erkennen, irgendeine Bewegung über dem schwarzgestreiften Abhang, doch ich sah nichts, nur den gleißenden Saum des Tages, das rote Auge von Cyclops. Etaa war verschwunden. Der Wasserfall sprang und schäumte neben mir, verspottete meinen Schmerz und netzte meinen wehen Mund mit kalten Silberperlen. Ich drehte meinen Kopf so weit, daß mein metallenes Halsband mir in die Kehle schnitt, doch nichts rührte sich. Und schließlich blieb ich still liegen und betete, halb im Traum, halb im Wahn, und konnte nicht einmal ihren Namen formen: Etaa, Etaa... vergib mir!

Über mir zogen sich purpurgraue Wolken zusammen und verdunkelten den Mittag; die Mutter raffte in Ihrem Gram die Gewänder dicht um Sich und wies Ihren Gatten zurück. Die Ernte wird schlecht sein. Sie hat Ihre Kinder verflucht wegen dieser Schändlichkeit, wegen der unerträglichen Gotteslästerung der Neaaner, wegen der erbärmlichen Schwäche Hywels, der Ihr Geliebter war und Ihr Sohn. Sie zerfetzt die Wolken mit Messern aus Licht, schreit nach Rache, und Ihre Tränen fallen kalt und blenden mein Gesicht. Ich ertrinke in Ihren Tränen, ich ertrinke in Ihrem Kummer... Mutter! Könnte ich nur einen Finger mehr bewegen, um Dein Zeichen zu schlagen... Lebensspenderin, laß mich leben! Gib mir meinen Körper wieder, und ich will Dir die Köpfe der Neaaner bringen. Ich werde diese Entweihung rächen, rächen. Deine Priesterin... meine Etaa... Mutter, höre mich...

Wer berührt mein Gesicht? Seht, Augen! Verdammt...
Lächeln, weil ich noch am Leben bin... sie tragen Rot und
Schwarz. Es sind die Männer des Königs! Und sie werden mir
meine Seele nehmen. Mutter, laß mich vorher sterben. Nein,
vereine mich mit meiner Etaa, auf dem Wind. Und sei uns
gnädig...

Der König

Diese Armee ist kaum eines Königs würdig... Doch dieser Tage verkündet Erzbischof Shappistre meinem Volk in aller Öffentlichkeit, daß König Meron behext sei – und sie glauben ihm. Sie glauben alles, was die Kirche ihnen erzählt. Mein armes Volk! Aber wer kann ihnen Vorwürfe machen, wo mein einziges Kind verloren ist und die Kedonnyer Tramaine zerfressen, während die Götter nichts tun? Doch wenn ich den Zorn der Götter deshalb geweckt habe, weil ich die kedonnysche Hexe haben wollte, wenn ich mich dadurch selbst ruiniert habe, so nicht, weil ich nicht mehr Herr meines Verstandes war, sondern das Gegenteil war der Fall, und ich wußte genau, was ich tat.

Und dennoch, wenn ich zurückblicke und mir überlege, wie ich an diesen Punkt gelangt bin, so war vielleicht doch eine Art Hexerei im Spiel. An dem Tag nämlich, an dem ich sie zuerst sah, kam mir die Idee zu dem Plan – als ich beobachtete, wie sie mit den kedonnyschen Händlern in das Grenzdorf ritt: meine Schwarze Hexe, meine Etaa... Der Priester des Grafen von Barys machte mich auf sie aufmerksam, sie sei eine heidnische Priesterin, und seine fetten Hände zitterten bei der Erklärung, daß diese gottlosen Kedonnyer Ausschweifungen begingen und *Hören* verehrten; an dieser Stelle spuckte er fromm aus. Ich griff nach meinen Augengläsern, um besser zu sehen, und fand zu meiner Überraschung kein liederliches altes Weib, sondern ein Mädchen mit frischem Gesicht, dem Massen dunkler Haare lose über die Schultern fielen.

Die Kedonnyer glauben, das Hören sei eine Gottesgabe und kein Fluch, wie unsere Kirche es auffaßt. Ich für mein Teil

habe mein Leben lang die Verfahrensweisen angezweifelt, die uns lehren, wie man es unterdrückt. Warum sollten irgendwelche Götter, die doch nur unser Bestes im Sinn hatten, von uns verlangen, uns selber zu schwächen? Warum hatte mein eigener Vater wegen seiner ausgezeichneten Sehkraft Schuldgefühle und sich in meiner Mutter eine Frau ausgesucht, die kaum sein Gesicht sehen konnte – so daß ich ohne die Gläser, die mir die Götter freundlicherweise geschenkt haben, auf höchst unkönigliche Weise gegen Türen stolpern muß? In dem Augenblick, wo ich die kedonnysche Priesterin betrachtete, die als die Begabteste ihres Volkes verehrt wurde, verwandelte sich meine alte Unzufriedenheit. Plötzlich begriff ich, daß meine Nachkommen nicht unter den gleichen Schwächen und Abhängigkeiten leiden mußten. Ich würde für sie eine Mutter finden, die ihnen die Fähigkeiten mitgeben konnte, die ich nicht besaß...

Ich erwachte aus meinen Gedanken und sah die kedonnyschen Händler jäh mit zornigen Gesichtern davonreiten, während meine berittenen Soldaten fluchend gestikulierten und die Dorfbewohner sich mürrisch zwischen ihnen herumdrückten. Beinahe ohne zu denken befahl ich meinen Männern, die Verfolgung aufzunehmen.

Als mein Wagen sich über die Köpfe der gaffenden Leute in die Luft erhob, sah ich auf den gräflichen Priester hinunter, der unerklärlicherweise in einem Misthaufen herumgrub. Wenn ich ein frommer Mann wäre, dann hätte ich das als Vorzeichen genommen. Meinen Wagen hatten die Götter angefertigt, eine glatte Kugel wie aus Elfenbein, die sich nicht nur ohne Hilfe von Pferden über Land bewegen, sondern auch in den Himmel erheben konnte wie ein Vogel. Aus der Luft konnte ich die fliehenden Kedonnyer leicht ausmachen und meine Männer so führen, daß es ihnen gelang, die Frau von ihren Begleitern zu trennen – von allen, bis auf einen Mann, der auch dann noch

stur an ihrer Seite blieb, als wir sie in eine Falle getrieben hatten. Doch am Ende machte er keine Schwierigkeiten, denn er stürzte sich vom Felsen, wohl aus Angst davor, lebendig verbrannt zu werden. Ich sah seinen zerschmetterten Körper in der Tiefe liegen und wandte mich schauernd bei dem Gedanken ab, wie nahe ich daran gewesen war, das zu verlieren, was ich suchte – denn meine Männer berichteten, die Frau sei im letzten Augenblick vom Rande des Abgrunds zurückgeschreckt und sie hätten sie gerade noch zur rechten Zeit erreicht. Ein paar von ihnen hatten sie mit offenkundigen Absichten zu Boden geworfen, und ich züchtigte sie mit der flachen Seite meines Schwertes; ich war wütend und schämte mich zugleich. Dann hob ich sie selbst auf und trug sie in meinen Wagen. Ihr Gesicht war aschfahl.

Als König war ich niemandem auf Schloß Barys eine Erklärung schuldig, obwohl eine Bewegung wissender Belustigung durch meine Edlen ging, als ich früh eine gute Nacht bot. Ich ging direkt in meine Gemächer, wo die kedonnysche Priesterin wartete, und befahl der Wache, mich nicht zu stören.

Die Frau saß zusammengekauert am Fensterschlitz und starrte hinaus in das zähe Zwielficht. Als ich eintrat, schnellte sie herum und heftete ihre großen, brennenden Augen auf mich. Ich lächelte, weil es bewies, daß sie hören konnte, und weil ich erneut fand, daß sie eine Schönheit war. Als sie mich jedoch sah, preßte sie sich zurück in den kalten Steinschlitz, als ob sie sich hinauswerfen wollte.

„Dein Liebster ist tot...“

Sie zögerte, ihr Gesicht blieb leer, und ich erkannte, daß sie nicht von den Lippen ablesen konnte. Ich wiederholte mit den Händen. *Dein Liebster ist tot. Du wolltest ihm folgen und hast versagt. Ich würde es nicht noch einmal versuchen.*

Immerhin verstand sie die übliche Zeichensprache, denn sie sank auf den Sitz zurück und barg ihr Gesicht in den Händen. Ich klatschte scharf, und sie blickte erschreckt wieder auf. Ich bemerkte auf meiner geschnitzten Truhe neben ihr eine unberührte Mahlzeit. *Wirst du essen?*

Sie schüttelte den Kopf, ihr Gesicht war wie erstarrt. *Steh auf.*

Sie erhob sich steif, mit den Händen ihr zerrissenes Gewand zusammenraffend. Ihre schlanken Arme waren bis auf einige Armreifen nackt und braungebrannt, wie die einer Bäuerin. Ihr ungebändigtes Haar, voller welker Blumen und kleiner Zweige, schimmerte schwarz im flackernden Schein des Feuers. Ihr Gesicht war vom Staub der Flucht verschmiert und zeigte Tränenspuren, doch ich war erleichtert, daß sie nicht die vor Schmutz starrende Barbarin war, die ich halbwegs erwartet hatte; sie sah sauberer aus als manches Mitglied meines eigenen Hofes. Ihr zerlumptes Kleid war grob gewoben und von dumpfen Farben, dennoch erinnerte es mich irgendwie an das Muster grüner Blätter und das gedämpfte Licht tiefer Wälder... Dies war meine üppige Priesterin, die fruchtbare Erde leibhaftig, die die königliche Linie stärken würde.

Und sogar jetzt stieg mir ihre hexenhafte Schönheit wie Wein zu Kopf.

Sie konnte mir dies wohl ansehen, denn wieder schreckte sie zurück. Ich zog belustigt meinen Mantel aus. *Was, Priesterin, ist es so schwer, mich anzusehen? Es heißt, daß eine Priesterin bei jedem Mann liegt, der sie haben will.* Ich berührte meine Krone. *Nun, ich bin der König in diesem Land, das macht mich sicherlich so gut wie einen beliebigen kedonnyschen Shennhirten.* Ich ergriff sie bei den Armen, doch plötzlich kam Leben in sie, und sie kämpfte mit einer Kraft, die mich in Erstaunen versetzte. Sie schlug nach meinem Gesicht und riß mir die Gläser herunter. Ich fühlte mehr als ich sah, wie sie auf

dem Boden zerschellten. Wütend schleppte ich sie an mein Bett, warf sie nieder und riß die Fetzen ihres Kleides weg.

Und dann zwang ich sie erbarmungslos, wie es mir angemessen schien für eine Hure der unzivilisierten Kedonnyer. Auf dem Bett wehrte sie sich nicht, sondern lag schlaff wie eine Leiche unter mir und biß sich auf die Lippen, während ihr neue Tränen der Demütigung das Gesicht herab liefen und die Satinkissen befleckten. Ihre Augen waren braun wie der Torf, und das einzige an ihr, das Leben zeigte, und sie rissen an mir voll Kummer und Empörung und Flehen. Doch ich sah weg, zu wütend und zu gierig, um mir einzugestehen, daß ich kein Recht dazu hatte, sie zu nehmen.

Und was immer sonst auch noch geschehen mag, dies ist das eine, das ich mir nie vergeben werde. Denn in dieser Nacht benutzte ich keine heidnische Schlampe, ich vergewaltigte eine vornehme Frau an jenem Tag, da sie ihren Mann hatte sterben sehen. Denn später begann ich sie zu lieben, konnte aber mein Unrecht nie ungeschehen machen, auch nicht hoffen, die Bitternis zu ändern, die ich in ihrem Herzen verursacht hatte.

Sie schlief tief in den nächsten Tag hinein, einen Schlaf der Erschöpfung; als ich aber in mein Gemach zurückkam, nachdem ich alles für unseren Aufbruch vorbereitet hatte, saß sie angetan mit ihren Lumpen wartend da. Sie sah aus, als hätte sie überhaupt nicht geschlafen oder als hätte sie sich beim Erwachen in einem neuen Alptraum wiedergefunden. Dennoch hob sie die Hände und formte die ersten Worte, die ich bei ihr gesehen hatte, seltsam betont. *Wirst du mich jetzt gehen lassen?*

Ich brauchte einen Augenblick, um zu begreifen, daß sie annahm, ich hätte das alles nur wegen des Vergnügens einer Nacht getan.

Nein; ich nehme dich mit mir nach Newham.

Was willst du von mir? Ihre Hände zitterten leicht.

Ich schob meine neuen Gläser höher auf die Nase. *Ich will ein Kind von dir.*

Sie preßte die Hände gegen ihren Bauch in einer merkwürdig furchtsamen Bewegung, dann formte sie eine Reihe von Wörtern, die keine Bedeutung für mich hatten. Ich vermutete, daß sie mich in ihrer eigenen Sprache anflehte.

Ich schüttelte den Kopf und signalisierte geduldig: *Du sollst mir Söhne gebären. Ich will deine... deine ‚Segnungen‘ für sie. Sie werden Prinzen sein, Erben des Throns von Tramaine. Sie werden in einer Pracht leben, die du dir nicht vorstellen kannst – du wirst das auch, wenn du mir gehorchst.*

Sie drehte sich hoffnungslos hinweg und starrte aus dem Fensterschlitz. Ich konnte die Hügelkette sehen, die uns von den Kedonnyern trennte, graues Land, das im silbernen Regen in grauen Himmel überging.

Ich klatschte, und sie sah mich wieder an. *Wie ist dein Zeichen, Priester in?*

Etaa.

Die Dienerin wird dir neue Kleider bringen, Etaa. Meine Hände verfangen sich bei dem ungewohnten Wort. Wir brechen noch in dieser Stunde auf.

Wir kehrten in den Palast von Newham zurück, weil das Weitermarschieren nur einen neuen Zwischenfall möglich gemacht hätte. Unsere Rückreise dauerte mehrere Tage, weil mein Wagen meines Gefolges wegen langsamer fahren mußte als gewöhnlich. Immerhin kamen wir endlich aus dem Regen heraus, und wenn auch die Straßen schlammig waren, so erfüllten mich das frische, hügelige Grün der Landschaft, die fruchtbaren Felder und die bunten Haine mit Stolz. Cyclops, undeutlich zu sehen und von den Bauern Gottesauge genannt, vereinte sein streifiges Grün mit dem Grün der Erde, und an

seiner Seite konnte ich den halbvollen, äußeren Mond sehen, bleich neben all der Pracht. Auf dem äußeren Mond gab es weiße Wirbel, von denen der Hofastronom sagte, daß es Wolken seien, wie die auf der Erde. Als ich jünger war, hatte ich daran gedacht, meinen Götterwagen zu nehmen und hinaufzufliegen, um nachzusehen, man hatte mir auch erzählt, daß einst Menschen dort gelebt hätten. Die Götter sagten aber, daß die Luft dünner werde, je höher man steige, und warnten mich, daß ich bei einem Versuch ersticken würde. Ich versuchte es trotzdem und stellte fest, daß sie recht hatten.

Die kedonnysche Frau nahm das Fliegen ohne den Schrecken hin, den ich erwartet hatte; sie fragte nur, *Wie macht der Wagen das?*

Die Götter geben ihm die Kraft. Als sie auf die Erde zurückkehrten, schenkten sie ihn meinem Großvater.

Es gibt keine Götter, es gibt nur eine Göttin. Eine winzige Herausforderung lag auf ihrem Gesicht.

Ich warf einen kurzen Blick in das vordere Abteil, wo mein Lenker sich um den Flug kümmerte. *Ich stimme zu, es gibt keine Götter. Aber sag das nie wieder, Priesterin, denn du weißt gut genug, was mit Ketzern geschieht. Du stehst zwar unter meinem Schutz, aber mein Erzbischof wird keine Heiden am Hofe willkommen heißen.*

Mit stiller Resignation lehnte sie sich in die Samtkissen zurück, eingeeengt und fremd in dem steifen Brokatgewand und ihrem bescheidenen Kopfschmuck. Kleine, silberne Glöckchen in Blütenform baumelten an dünnen Drähten, die ihre Ohren durchbohrten; ununterbrochen spielte sie damit. Manchmal lächelte sie beinahe dabei, und ihre Augen schweiften ins Nichts.

Als ich sie beobachtete, kam mir das Bild eines erbarmungswürdigen, wilden Kindes in den Sinn, das ich als Junge auf dem Jahrmarkt in einem Käfig gesehen hatte. Die

Kharks hatten menschliche Kinder gestohlen und als ihre eigenen aufgezogen, bis die Götter erschienen und die Kharks vernichteten. Die wilden Menschen konnten sich nie mehr an ein normales Leben gewöhnen, und ich hatte mich gefragt, ob nicht irgend etwas am Wildsein besser sei als am Prinzsein, und der Gedanke, daß alle Kharks verschwunden waren, machte mich traurig. Ich sah weg von Etaa und fiel in eine andere Kindheitserinnerung: Als ich beim Versteckspielen mit den Pagen unabsichtlich die Götter belauschte – und das groteske, unmenschliche Ding sah, das sie wie einen Bruder behandelten. Und irgendwie wußte ich, daß dieses *Ding* die wahre Gestalt der Götter war, daß die makellosen Gesichter, die sie uns zeigten, nur Vorspiegelungen waren. Ich schlüpfte davon und rannte, um es meinem Vater zu erzählen, der aber war wütend über meine Gotteslästerung, schlug mich deswegen und verbot mir, jemals wieder etwas gegen die Götter zu sagen. Ich habe es auch nie getan, denn ich fand schnell heraus, daß, wer immer sie auch sein mochten, sie doch Kräfte besaßen, die selbst ein König lieber nicht auf die Probe stellen sollte. Ich habe mich oft gefragt, ob mein Vater das auch gewußt hat. Insgeheim aber ließ ich nie von meinen Ketzereien ab, und so kam es, daß ich in den Lehren der Kirche immer weniger fand, das Ehrfurcht verdiente. Deswegen habe ich mich auch nie mit meinem Vetter, dem Erzbischof Shappistre, in Übereinstimmung befunden. Tatsächlich sähe er mich wohl gern in Tod und Verdammnis.

Nach meiner Ankunft im Palast von Newham zeigte der Erzbischof große Eile, mich über sein Mißvergnügen wegen des letzten Vorfalls in Kenntnis zu setzen. Meine gute Frau, die Königin, erschien nicht zu unserer Begrüßung, sondern ließ ausrichten, daß sie sich unwohl fühlte. Ich überlegte, ob sie wußte, daß ich eine Mätresse mitbrachte, aber da sie in fünfzehn Ehejahren selten geneigt war, mir zur Begrüßung

entgegentzukommen, bedeutete es wenig. Immerhin erspähte ich ihren Bruder, den Erzbischof, unter den Edlen, die meinen Weg über den fahngeschmückten Schloßhof säumten. Etaa ging an meiner Seite. Er war als einziger nicht erfreut, aber das war er genauso selten wie seine Schwester. Ich ahnte, daß er mich besuchen würde, noch bevor der Tag vorüber war.

Ich wurde nicht enttäuscht, denn am frühen Abend betrat mein Wächter den Raum und stand geduldig mit dem Gesicht zur Tür gewandt da, bis ich ihn bemerken und empfangen würde. Etaa schreckte bei seinem Eintreten auf, ich fing ihre Bewegung in dem Spiegel auf, den ich an der Seite meiner Augengläser befestigt hatte, und es wurde mir klar, daß mir schon ihre bloße Gegenwart nützlich sein konnte. Ich ging, den Wächter an die Schulter zu tippen, um ihm den Zutritt zu gewähren, und er informierte mich, daß der Erzbischof mit mir zu sprechen wünschte. Ich ließ ihn rufen und begab mich zurück an meinen Tisch, wo ich gewissenhaft die Berichte meiner Berater durchsah. Etaa saß auf der langen Bank neben dem Feuer und blickte, mich meidend, vor sich hin, und trotz ihres Verhaltens erschien mir die beständige Gegenwart einer Frau nach so vielen Jahren des Alleinseins seltsam beruhigend.

Der Erzbischof jedoch teilte meine Gefühle offenbar nicht. Seine hageren, asketischen Züge schienen immer in einem merkwürdigen Gegensatz zu der glänzenden Pracht seiner Gewänder zu stehen, der Blick frommer Entrüstung aber, den er bei Etaas Anblick heuchelte, grenzte ans Absurde. „Majestät.“ Die modischen Ärmel seines Talars streiften die Fliesen, als er sich tief verneigte. „Ich hoffte, mit Euch allein sprechen zu dürfen.“

Ich lächelte. „Etaa versteht das Lippenlesen nicht, Ihr könnt frei reden.“ Sein Unbehagen bereitete mir ein gewisses Vergnügen, denn er hatte mir in meiner Jugend oft genug ein Gefühl des Unbehagens bereitet... und in der letzten Zeit auch.

„Es handelt sich um diese... Frau, daher komme ich zu Euch, Majestät. Ich protestiere nachdrücklich gegen ihre Anwesenheit am Hof. Es geziemt sich wenig für unsern König, sich eine heidnische Priesterin zur Geliebten zu nehmen. In der Tat hat es einen Anflug von Blasphemie.“ Ich bildete mir ein, hungrige Flammen hinter seinen Augen aufspringen zu sehen, aber vielleicht war es nur das Feuer, das sich in seinen Gläsern widerspiegelte. „Die Götter haben mir ihr Mißfallen ausgedrückt. Und die Königin, Eure rechtmäßige Gemahlin, ist außerordentlich erregt.“

„Ich wage zu behaupten, daß die Königin, Eure Schwester, wenig Grund dazu hat, sich über mich aufzuregen. Ich habe ihr alle Liebhaber erlaubt, die sie haben wollte, und die Götter wissen, daß es nicht wenige waren.“

Der Erzbischof erstarrte. „Wollt Ihr damit sagen, daß sie nicht im Recht ist?“

„Nicht im geringsten.“ Die Kirche hatte Scheidungen verboten, und die Pflicht stand weit über dem Vergnügen. Das Ergebnis war, daß kinderlose Ehepaare sich in formellen Liebschaften einen Erben suchten, doch die der Königin waren weit entfernt davon. „Wie Ihr wißt, haben wir geheiratet, als ich sechzehn war, und in all den Jahren seither hat sie kein Kind geboren. Wenn ich ihr schon keins geben konnte, so hätte ich doch gern das eines anderen gehabt. Aber sie ist zehn Jahre älter als ich – offen gesagt, Bischof, ich habe die Hoffnung fast aufgegeben.“ Daß ich auch die Versuche aufgegeben hatte, fügte ich nicht hinzu – unsere Heirat war arrangiert worden, um Uneinigkeiten beizulegen, es war nie eine Liebesverbindung gewesen. „Diese Frau gefällt mir, und ich brauche einen Erben. Ihr Glaube wird auf ihre Fähigkeit, Kinder zu gebären, keine Auswirkungen haben.“

„Aber sie ist nicht von edler Herkunft...“

„Sie ist keine gebürtige Shappistre, meint Ihr? Ihr tätet gut daran, Euch um die heiligen Schriften und das Gesetz zu kümmern, Bischof. Das Verhältnis zwischen Kirche und Staat ist ein zweischneidiges Schwert – gebt acht, daß Ihr Euch daran nicht schneidet.“

Wieder verneigte er sich tief, und sein kahler Kopf war so rot wie seine juwelenbesetzte Kappe. „Majestät...“ Er warf plötzlich einen Blick auf Etaa und klatschte in die Hände. Etaa, die wieder ins Feuer starrte, fuhr sichtlich zusammen und drehte sich um. Ein triumphierendes Lächeln erschien auf seinem Gesicht. *Sie kann hören! Ich muß verlangen daß Eure Majestät so bald wie möglich ihre Hörkraft zerstören lassen... wie es die Schriften verlangen – und das Gesetz!* Seine Hände bewegten sich sorgfältig bei der gewöhnlichen Zeichensprache.

Ich ballte meine Fäuste über einer ärgerlichen Erwiderung; dann antwortete ich gleichmütig, ebenfalls durch Handzeichen, *Sie ist eine Fremde. Solange sie unter meinem Schutz steht, ist sie weder der Religion noch dem Gesetz von Tramaine Untertan. Und nun gute Nacht, Erzbischof. Ich bin sehr erschöpft nach meiner langen Reise.* Ich verschränkte die Arme.

Ohne ein weiteres Wort drehte sich mein Erzbischof um und verließ den Raum.

Ich gesellte mich zu Etaa ans Feuer, spürte, wie sie sich zurückzog, als ich mich setzte, und fragte, ob sie uns verstanden hätte.

Ein Blick voller Elend traf mich für einen kurzen Augenblick und schmerzte mich; sie signalisierte, *Er würde mir weh tun. Er fürchtet sich vor den Segnungen der Mutter.*

Ich nickte und erinnerte sie daran, daß ihre ‚Segnungen‘ hier als Sünden betrachtet wurden, und versicherte ihr erneut, daß ihr nichts geschehen würde, solange sie unter meinem Schutz

stand. *Sag mir, Etaa, was hältst du vom Erzbischof? Er ist der Hohe Priester meines Volkes.*

Er mag dich nicht.

Ich brach in erstauntes Lachen aus.

Und der ist als Priester ein armer Mann, der nicht die Seele einer anderen Kreatur erfüllen kann. Den zweiten Blick verleugnen heißt, seine Götter verleugnen.

Aber die Götter sagen doch, daß sie es so haben wollen!

Dann sind es falsche Götter, und sie lieben euch nicht.

Dann sind es falsche Götter... Ich sah einen langen Augenblick zu, wie die Flammen die Dunkelheit verzehrten. *Aber sie sind hier, Etaa, und sehr mächtig, genau wie ihre Kirche. Der Erzbischof würde dich gern als Hexe brennen sehen, so, wie fast jeder hier. Trotzdem glaube ich mit dir, daß Hören ein Segen ist – und das will ich teilen. Du wirst meinen Kindern den ‚zweiten Blick‘ geben. Und du kannst ihn mir geben.*

Von jetzt an, wo immer wir sein mögen, sollst du mir sofort Bescheid sagen, wenn du jemanden in meine Nähe kommen hörst. Es ist weder in diesen noch in anderen Zeiten leicht, König zu sein. Ich brauche deine Hilfe... und du brauchst meine. Wenn mir etwas zustoßen sollte, gibt es niemanden, der dich beschützen wird. Du wirst bei lebendigem Leib verbrannt werden und schreckliche Todesqualen leiden, und deine Seele wäre deiner Göttin für immer verloren. Verstehst du mich? Daß sie alles verstanden hatte, sah ich an den Veränderungen in ihrem Gesicht. Sie nickte langsam, ihre Hände preßten sich gegen das steife, goldbestickte Gewand über ihrem Bauch.

Ohne zu denken und irgendwie beschämt langte ich nach ihr in einer beruhigenden Bewegung, doch nur um zu spüren, daß sie unter meiner Berührung verging wie eine Blüte im Frost. Sanft streichelte ich sie, aber vergeblich, und als ich sie schließlich ins Schlafgemach brachte, lag sie kraftlos und

tödlich unempfänglich da wie zuvor. Als sie ihr Gesicht aus einem letzten Kuß wegdrehte, ergriff ich sie bei den Schultern und schüttelte sie. „Du verdammte, ungläubige Hure!“ Ich ließ sie in die Kissen zurückfallen, weil mir einfiel, daß sie mich nicht verstand und erhob meine Hände in das Lampenlicht. Sie hob ihre voller Abwehr, als fürchte sie, ich würde sie schlagen; ich wischte sie zur Seite. *Sieh mich an! Glaubst du, ein Mann findet an einem Leichnam im Bett Gefallen? Ich weiß, was du für dein eigenes Volk bist, warum also solltest du dich so von mir abwenden? Ich werde einen Erben von dir haben, was du auch tun wirst; du gehörs jetzt mir, da kannst du genauso gut deinen Spaß haben...*

Ihre Faust schnellte hervor und schlug mir übers Kinn. Ich zuckte in schmerzvollem Unglauben zurück, während ihre Hände in hysterischer Wut sprangen.

Ich diene meiner Göttin in Frömmigkeit! Ich bin keine neaanische Hure! Du hast eine Priesterin geraubt, du hast Sie besudelt, du Mörder, Sie wird dir niemals einen Erben geben. Neaa, du hast meinen Mann ermordet, den ich liebte! Seelendieb! Ich will lieber tausendmal verbrennen und ewig in den Wind weinen, bevor ich dir Vergnügen bereiten werde! Niemals werde ich... nie... Hywel... Schluchzend krümmte sie sich unter unverständlichen Gesten und begrub das Gesicht in der Decke.

Nach meinen Augengläsern greifend, erhob ich mich langsam vom Bett und verzieh der einzigen Frau, die je einen König von Tramaine geschlagen hatte.

Ich schlief weiterhin mit ihr, sooft ich konnte, obwohl ihr Elend mir jeglichen Genuß dabei vertrieben hatte. Mochte sie auch Priesterin der Fruchtbarkeit sein und ich König, so waren doch Kinder eine rare Glücksgabe seit der Großen Seuche, und

die Götter haben nichts unternommen, um das zu ändern. Indessen war ich die meiste Zeit nach unserer Ankunft in Newham nicht in ihrer Nähe, weil mich wie gewöhnlich Staatsgeschäfte in Anspruch nahmen, und so wollte ich kaum meinen Augen trauen, als die fette, alte Mabis, die ich Etaa als Bedienerin geschickt hatte, mir vergnügt mitteilte, es gäbe Anzeichen dafür, daß ich Vater werden würde. Als ich klein war, war sie mein Kindermädchen gewesen (daher nahm sie die meisten meiner Launen hin, einschließlich einer gottlosen Mätresse), und versicherte mir, daß, wenn irgend jemand es wissen müßte, Mabis dies wäre. Benommen vor Stolz vergaß ich sowohl die Zankereien meiner Edlen wie auch die Klagen meiner Bürger, ich ließ sogar meinen Wächter stehen und rannte wie ein Junge los, um Etaa zu finden.

Sie saß, wie sooft, einfach da und blickte zu den hohen Fenstern hinaus, ihr Haar hing in einer schweren Flechte den Rücken herab, weil Mabis sie nicht dazu bewegen konnte, eine Haube zu tragen. Sie sah erstaunt auf, als ich eintrat. Ich riß mich mit Mühe zusammen. Es gelang mir, den Augenblick nicht zu zerstören, und ich schloß sie in meine Arme. Sie schien zu wissen, warum ich gekommen war, und wie mir vorkam, war sie erleichtert darüber, daß mögliche Anzeichen von Stolz hinter ihren dunklen Augen verborgen blieben, als ich meine Knie vor ihr beugte. Ich dankte ihr aus vollem Herzen und fragte, welches Geschenk ich ihr im Tausch für das ihre geben könnte.

Einen Augenblick lang schaute sie zum offenen Fenster hinaus, ihr Gesicht erleuchtet durch die Regenbogenfarben des bunten Glases; als sie zurücksah, waren ihre Hände steif vor Erregung. *Laß mich hinausgehen!*

Ist das alles, was du willst?

Sie nickte.

Dann sollst du es bekommen. Vorsichtig nahm ich ihre Hand und geleitete sie hinaus in den Palastgarten, nachdem ich meinem Wächter befohlen hatte, Abstand zu bewahren. Irgendwie gehörte Etaa zwischen die Schönheit von Rosen und blassen Ringelblumen, wo ihre eigene, wilde Anmut befreit war von den grauen Steinfesseln der Palastwände. Ich nahm sie mit bis an das Ende der grünen Hänge, die den friedlichen Aton und einen Teil von Newham-Town auf dem anderen Ufer überblickten. Ich versuchte ihr die Stadt, die das Herz von Tramaine war, zu beschreiben, die bunte, summende Menschenmenge, die Marktplätze, den Neujahrsaufzug und das Fest am Tag von Armageddon. Sie schaute und stellte Fragen in zögernder Verwunderung, die mir gefiel; trotzdem schien sie mir froh zu sein, als ihre friedvollen Gemächer sie wieder umschlossen.

Wir schritten schläfrige, bunte Pfade entlang, schwer von der Hitze eines Spätsommernachmittags, und ich konnte kaum glauben, daß die Sonne schon halb versteckt war, als sie hinter Cyclops versank. Und als wir so dahingingen, sah ich zum erstenmal seit der Sonnenwende jenen verzerrten, angstvollen Ausdruck von Etaas Gesicht schwinden. Einmal trafen wir unerwartet auf den jungen Lord Tolper und seine Liebste in einer kompromittierenden Stellung im Gras; ich ergriff Etaa beim Arm und führte sie schnell davon, bevor der errötende Lord sich genötigt sah, aufzustehen und sich zu verbeugen. Als wir uns zum Gehen wandten, sah ich ein kurzes, süßes Lächeln der Erinnerung über ihre Lippen huschen, und es gab mir einen neidvollen Stich.

Da ich so wenig Zeit zu meiner Verfügung hatte, instruierte ich Mabis, Etaa in Zukunft in die Gärten zu begleiten und auch sonst alles zu tun, was für ihre Gesundheit und ihr Wohlbefinden erforderlich war. Mabis gestand, daß sie auf Etaas Verlangen hin schon heilkräftige Kräuter für das Baby

gesammelt hatte; denn – Segen über ihre Heidenseele – das Mädchen besaß die Kenntnisse von zehn Newham-Doktoren und hatte ihr sogar einen heißen Breiumschlag verraten, der der alten Frau die Rückenschmerzen erleichtert hatte. Auf ihre Weise war Mabis von tiefer Frömmigkeit, aber sie hatte nie die Königin leiden können, und Etaas unbekümmerte Freundlichkeit und ihr Mangel an Selbstgefälligkeit hatten ihr Herz gewonnen.

Am Anfang hatte Etaa wenig Kontakt mit dem Hof, teils weil ich es wünschte, teils weil auch sie es so wollte. Sie fand jedoch nach kurzer Zeit noch einen Freund im Palast, einen ähnlichen Außenseiter wie sie: den jungen Willem, einer meiner Pagen. Er war ein seltsamer, nervöser Junge mit Haaren, die so flachsfarben waren wie ihre schwarz. Er schien dauernd vor unsichtbaren Erscheinungen zusammenzufahren und manchmal sogar um die Ecke zu sehen. Er stotterte in der gehobenen wie auch der gewöhnlichen Sprache, als ob ihm nicht nur seine Zunge, sondern auch die eigenen Finger nicht gehorchen wollten. Eines Nachmittags kam ich, um Etaa in ihren Räumen zu besuchen. Ich fand ihn vor dem Feuer zu ihren Füßen sitzend, beider Gesichter waren halb in das grüne Licht der abnehmenden Eklipe getaucht, halb durch die Feuersglut gerötet. Wie aus einem Augenpaar sahen sie zu mir auf, und Willem stolperte auf seine Füße, um sich zu verneigen, wobei er kaum das Mißvergnügen über das Erscheinen seines Königs verbarg. Ich folgerte, daß Etaa ihm eine Geschichte erzählt hatte, und bat sie weiterzumachen, weil auch ich über eine kleine Abwechslung froh war. Sie nahm ihre Erzählung beinahe unbewußt wieder auf, eine kedonnysche Geschichte über ein umherwanderndes Volk, das schließlich seßhaft geworden war und eine Heimat gefunden hatte. Selbst mich bezauberte ihr Wirklichkeitssinn, wenn auch vieles wegen der Anspielungen auf die übernatürlichen Kräfte

der Mutter rätselhaft blieb. Ich begriff, daß es sich um die Geschichte handeln mußte, die überlieferte, wie die Kedonnyer zur Zeit des zweiten Barthelwyddischen Königs, vor fast zweihundert Jahren, an unsere Grenzen gekommen waren.

Gleichermaßen bezauberten mich die Bewegungen ihrer Hände, sie waren so schnell und kraftvoll, verglichen mit den verfeinerten Gesten der Hofdichter, deren anmutige, bedeutsame Romanzen mich gewöhnlich zum Gähnen brachten. Gelegentlich stockte sie in ihrer Erzählung und unterbrach ihren tranceartigen Rhythmus, und ich erinnerte mich dann daran, daß sie während des Erzählens übersetzen mußte, was eine Leistung war, die meine Poeten grün vor Neid gemacht hätte.

Als die Geschichte beendet war, schickte ich Willem wieder an seine vernachlässigte Arbeit und fragte Etaa aus einem plötzlich Antrieb heraus, ob sie mich begleiten wollte, um unsere eigene Sammlung von Überlieferungen zu sehen. Sie nickte mit höflicher Neugier. Das Kind, das in ihr wuchs, schien ihr an Stelle des verlorenen Mannes etwas Neues zu lieben gegeben zu haben; deswegen vielleicht – und vielleicht auch, weil ich sie nicht mehr berührte – ertrug sie mich jetzt und schien manchmal sogar froh über meine Gesellschaft zu sein.

Ich ging voran in den Teil des Palastes, der den Göttern übergeben war. Hier hingen Gemälde in Goldrahmen und prunkvolle Wandteppiche mit frommen Szenen. Ich ging oft dorthin, weniger aus Ehrfurcht, als um den Aufbewahrungsort der heiligen Bücher zu besuchen. Es hatte der ganzen Macht und des Einflusses meiner Königswürde bedurft, um der Geistlichkeit erfolgreich Trotz zu bieten, aber ich war entschlossen, selbst die Überreste des Goldenen Zeitalters zu studieren, was die Götter für einen Laien als zu schwierig – und vielleicht zu ketzerisch – erachteten. Die Priester, denen

die Bücher anvertraut waren, verbrachten den größten Teil ihres Lebens mit deren Studium, angeblich durch ihren Glauben geschützt (oder, wie ich argwöhnte, durch ihre Dummheit). Ich hatte die bestmögliche Erziehung genossen, doch selbst ich mußte zu meiner Enttäuschung feststellen, daß die meisten Weisheiten aus der Zeit vor der Großen Seuche zu hoch für mich waren. Die Götter gaben mir natürlich keine Anhaltspunkte, obwohl sie Allwissenheit beanspruchten; sie bekämpften mein Recht, die geheiligten Überlieferungen zu studieren. Allerdings weigerten sie sich auch, den Priestern Belehrungen zu erteilen.

Als wir die Korridore der Götter betraten, kam uns ein grün gekleideter Priester entgegen, den ich als Bischof Perrine erkannte, den Hauptlakeien des Erzbischofs. Seine Verbeugung war kaum ausreichend, seine Lippen bewegten sich mit starrer Höflichkeit. „Majestät, Ihr könnt unmöglich diese... diese Frau da... hierherbringen! Es wäre Gotteslästerung, die heiligen Werke vor einer Heidin zu enthüllen!“

Ich lächelte duldsam und hatte den Verdacht, daß genau diese Szene nach dem üblichen Morgenzank mit dem Erzbischof insgeheim in meiner Vorstellung Gestalt angenommen hatte. „Bischof Perrine, diese Frau ist zu meiner Bewachung da. Ich bin ziemlich sicher, daß sie nicht lesen kann...“

Etaa schreckte auf, und ich sah am geschorenen Kopf des Bischofs vorbei einen der Götter selbst durch den Flur auf uns zukommen. Meinem Blick folgend, drehte sich Bischof Perrine um, und gemeinsam sanken wir auf ein Knie nieder. Zu spät bemerkte ich, daß Etaa noch aufrecht dastand und die hochragende, unmenschlich schöne Gestalt, deren Gewänder von einem überirdischen, inneren Leuchten erfüllt waren, herausfordernd musterte. Ich gab ihr ein Zeichen

niederzuknien, doch sie ignorierte mich, ganz gefangen in bangem Erstaunen.

Während der Gott seinerseits die Priesterin betrachtete, wartete ich, das Knie auf dem ungewohnt harten Boden und den Kopf zurückgeworfen, bis ich einen Krampf im Nacken bekam. Endlich zeigte sich ein Ausdruck auf seinem Gesicht, der mir fast wie Anerkennung vorkam, dann erinnerte er sich an uns und gab Erlaubnis aufzustehen. Er signalisierte: *Verzeiht, Majestät, daß ich Euch Unbequemlichkeiten verursacht habe, aber angesichts der Opposition habe ich mich vergessen.*

Bischof Perrine fing mit Entschuldigungen an, die Hände vor nervöser Unterwürfigkeit ganz verknotet, doch der Gott hielt ihn auf. *Das ist nicht nötig, Bischof Perrine – ich verstehe. Und sie ist entzückend, Majestät, ich begreife, warum man sagt, die Schwarze Hexe habe Euch verzaubert.*

Ich neigte den Kopf, gleichzeitig ein Stirnrunzeln unterdrückend, und signalisierte mit geziemender Ehrerbietung: *Sie ist keine Hexe, Herr, nur eine gutaussehende Frau. Ihr Glaube ist ohne Bedeutung, nichts als primitiver Aberglaube.*

Es erleichtert mich, das zu hören. Seine Hände drückten leichten Spott aus, jede Bewegung war etwas zu vollendet. *Etaa, kannst du die Gegenwart der wahren Götter jetzt leugnen, wo du einen vor dir siehst?*

Langsam nickte sie. *Du bist schön anzusehen. Aber du bist ein Mann, daher kannst du kein Gott sein. Es gibt keine Götter neben unserer Mutter.* Ihr Gesicht strahlte Gelassenheit aus, die Augen glänzten in ihrem Glauben. Ich hatte oft jemanden um seinen unerschütterlichen Glauben beneidet, aber niemals mehr als jetzt. Bischof Perrine neben mir schauderte sichtlich und hielt sein Gotteszeichen fest, aber ich sah den Gott lachen. *Gut gesprochen, Priesterin! Dein Glaube mag fehlgeleitet sein,*

doch nicht einmal ich kann seine Reinheit leugnen. Bischof Perrine, ich nehme an, Ihr habt versucht, diese Frau davon abzuhalten, hier einzutreten. Ich empfehle Euch – ich glaube, Ihr solltet sie vorbeilassen. Vielleicht tut eine weitere Bekanntschaft mit unserem Glauben ihrer Seele gut.

Bischof Perrine warf sich zu Boden, und ich sank widerwillig neben ihn, als der Gott weiterging. Und während ich Etaa zum Repositorium weiterführte, wunderte ich mich darüber, daß uns ein Gott so leutselig behandelt hatte. Ich wußte, daß die verschiedenen Götter, die uns besuchten, verschiedene Verhaltensweisen wie auch verschiedene Gesichter hatten, wenn man sich einmal an ihre Herrlichkeit gewöhnt hatte. Selten jedoch waren sie Ketzer oder anderem, das die Beständigkeit ihrer Kirche bedrohte, so freundlich gesinnt.

Etaa streifte meinen blauen Samtärmel. *Meron...* Sie nannte mich selten bei meinem Namen, obwohl ich es gern hatte. *Wie kommt es, daß du nicht an deine eigenen Götter glaubst? Du hast sie doch dein Leben lang gesehen.* Sie bewegte die Hände vorsichtig, halb versteckt durch ihre weiten, pelzbesetzten Ärmel.

Ich erinnerte mich an die Bemerkung, die ich vor so langer Zeit in meinem Wagen gemacht hatte. *Du glaubst nicht an sie, weil du sagst, daß sie wie Menschen aussehen. Unsere Schriften sagen uns, daß sie wie Menschen sind, ich aber habe sie gesehen, als sie es nicht waren.* Ich erzählte ihr, was ich als Kind erlebt hatte. *Was immer sie also sind, sie sind nicht die Götter der Schriften, die uns vor langer Zeit verlassen haben. Aber durch ihre Kirche kontrollieren sie das Leben meines Volkes und die Völker der angrenzenden Länder: diese... falschen Götter.*

Sie runzelte die Stirn. *Erst nachdem die Götter zu euch gekommen sind, fing dein Volk an, uns zu hassen. Sind sie denn grausam, daß sie dein Volk grausam machen?* Sie warf

verstohlene Blicke auf die unheimlichen Darstellungen an den Wänden.

Ich schüttelte den Kopf. *Nein... sie sind nicht grausam zu uns. Aber sie verdammen auch Grausamkeiten an Nicht-Gläubigen nicht. Ich glaube, sie wollen keine Konkurrenz.* Ich wandte den Blick von einer gewebten Hexenverbrennung ab. *Sie haben gute und nützliche Dinge für uns getan – die wilden Kharks aus dem Land getrieben, uns zu besseren Ernten verholfen, uns gezeigt, wie man das Schüttelfieber bekämpft... sie haben es uns bequem gemacht. Zu bequem, wie ich manchmal finde. Wie wenn... als ob sie wollten, daß wir für immer hierbleiben sollten und uns damit bescheiden, nie mehr das Goldene Zeitalter zu erlangen. Und es gab ein Goldenes Zeitalter, ich habe dafür in den Bänden, die wir gleich sehen werden, Beweise gefunden.*

Bände? Bücher? Ihr Gesicht leuchtete auf vor Erwartung. *Wir haben ein Buch in unserem Dorf, das ich zusammen mit den Ältesten gelesen habe; es soll aus der Segensreichen Zeit stammen, als noch alle Menschen die Berührung der Mutter kannten.*

Ihr kennt diese Legende auch? Ich blieb stehen. Dann muß sie weit verbreitet gewesen sein, womöglich auf der ganzen Welt! Denk doch, Etaa! Aber die Götter halten die Erkenntnisse, die uns übriggeblieben sind, vor jedem versteckt, der sie gebrauchen könnte. Verbitterung fesselte mir fast die Hände. Die Kirche lehrt uns ‚Demut‘ – wir sollten nach nichts streben, weder das Schicksal noch die Götter versuchen, nur dem alten, ausgetretenen Pfad zur sicheren Erlösung sollen wir folgen. Sie lehrt die Menschen, den zweiten Blick, der ihnen so große Freiheit geben könnte, zu verabscheuen und ganz besonders dein Volk zu hassen, weil ihr eine Religion daraus gemacht habt. Die Götter machen es uns bequem, doch nicht, weil sie uns lieben. Verdammt sollen sie s...

Etaa fing meine Hände plötzlich mit einer anmutigen Bewegung, doch einem Griff wie ein Schraubstock. Sie zwang sie zu einem scheinbar leichten Kuß an ihre Lippen. Ich starrte sie verwundert an und erhaschte in dem Spiegel an meinen Augengläsern eine Bewegung. Am Ende des Korridors stand der Erzbischof und beobachtete uns eindringlich; sie hatte mich davor bewahrt, in seiner Gegenwart die Götter zu verfluchen. Ich gab ihr durch einen Händedruck zu verstehen, daß ich begriffen hatte. Sie ließ mich los und signalisierte: *Komm, Liebster, geh jetzt zuerst mit mir zu den heiligen Reliquien.* Wir setzten den Weg zum Archiv fort, ohne daß uns der Erzbischof folgte. Ich fragte mich, ob er genug gesehen hatte.

Ich dankte Etaa, und wieder berührte sie für einen Augenblick meine Hände, dann sah sie weg und signalisierte steif: *Dein Leben ist mein Leben und das meines Kindes – wie du gesagt hast. Du brauchst dich nicht dafür bei mir zu bedanken.*

Dennoch fühlte ich, daß sie belohnt wurde, als wir das Repositorium betraten und sich ihre Hände beim Anblick der Bücher vor Staunen hoben – auf einem kunstvoll ausgeschmückten Arbeitstisch ruhten fünfunddreißig Bände auf gelbem Satin. Zwei Priester waren in ihre Betrachtung versunken, und weil ich keine Diener bei mir hatte, tippte ich sie selbst auf die Schulter und forderte sie zum Gehen auf. Ihre Gesichter spiegelten Überraschung, dann Einverständnis und eine Spur von Verärgerung, als sie an Etaa vorbeiging und uns allein ließen. Etaa ging an das Schrägpult und blickte voller Ehrfurcht auf die glatten, zeitlosen Seiten der aufgeschlagenen Bücher. Und dann erfuhr ich wieder etwas Neues über die barbarischen Kedonnyer – daß nämlich ihre Priesterin die gedruckten Texte der alten Sprache ebensogut lesen konnte wie ein Mitglied unseres eigenen Priesterstandes.

Und so kam es, daß ich sie, die ich anfangs nur aus einem gewissen aufdringlichen Stolz und weil ich sie als Wächterin schätzte, mitgenommen hatte, jetzt mitnahm, weil ich ihre Ansichten hören wollte. Das Gerücht über die Heidin, die die heiligen Bücher las, gelangte schnell bis zum Erzbischof, und als er erschien, um sich zu beschweren, mußte ich ihn scharf daran erinnern, daß er zu seinem König sprach. Ich glaube, trotz seiner Gier nach persönlicher Macht hing er gläubig an den Lehrsätzen der Kirche und an ihren Göttern. Er war überzeugt, daß ich Gotteslästerung trieb, da aber ein Gott alles erlaubt hatte, konnte er nichts unternehmen, um mich aufzuhalten. So ging meine Überlegung, dennoch wußte ich ganz gut, daß er alles tun würde, um an die Königswürde zu gelangen – zum Wohl seiner Familie und zur Förderung der kirchlichen Macht.

Während die dunklen Herbstnachmittage sich langsam in die hellen, schneegeblendeten Tage eines rechten Winters verwandelten, nahm ich Etaa auch weiterhin mit, um die Bücher zu studieren und um sie als Wächterin und Gefährtin an meiner Seite zu haben, wann immer sich die Gelegenheit dazu bot. Ihre künftige Mutterschaft wurde allen augenfällig und war das Ziel vieler heimlicher Scherze und einiger ernster Spekulationen. Leider auch für ein paar unerfreuliche und häßliche Gerüchte, die sich um Hexerei drehten und deren Quellen ich zu kennen glaubte. Ich kümmerte mich nicht weiter darum, weil ich mehr mit anderen Angelegenheiten beschäftigt war, besonders mit den aufständischen Kedonnyern, die hartnäckig unser Grenzgebiet plünderten, obwohl der Schnee schwer auf der Erde lag. Gerüchte über einen neuen Anführer waren aufgetaucht, der die Schändung einer Priesterin als Grund nahm, die Männer um sich zu scharen, deshalb sandte ich Boten aus, die meinen vertrauenswürdigsten Grenzherren ausrichteten, auf der Hut zu

sein. Doch die Kedonnyer schlugen zu, wann immer sich ihnen ein Rücken zukehrte, dann verschwanden sie wieder in den Hügeln, und ihre Mutter beschirmte sie mit ihrem Mantel aus Schnee, wie Etaa signalisiert hätte. Meine besten Anführer schienen hilflos im Vergleich zu dem entschlossenen Fanatismus des kedonnyschen Häuptlings, einem Mann, der nur ‚der Schmied‘ genannt wurde und in Tramaine ein Schreckgespenst war, das es mit dem Gottesauge aufnehmen konnte, welches auf das sündenhafte Dasein meiner Untertanen herabblickte.

Endlich kam die Wintersonnenwende herbei – ein Tag, der mir nicht weiter aufgefallen wäre, wenn ich nicht die in grünetupften Samt gekleidete Etaa unbeholfen an ihrem Herd kniend gefunden hätte. Sie warf reife Weizenhalme in die lodernden Flammen und zelebrierte eine Feier zu Ehren der Mutter. Der bleiche Willem kauerte daneben und sah wie hypnotisiert zu, während sein gefleckter Hund unbemerkt an einem Zipfel seines Lederwamses kaute. Mabis saß beim Spinnen in der anderen Ecke des Raumes, ihr rundes, vor Kälte gerötetes Gesicht drückte rechtschaffene Mißbilligung aus. Ich war ein wenig darüber beunruhigt, Willem von den kedonnyschen Vorgängen dermaßen gefangen zu sehen, doch munterte seine Freundschaft zu Etaa beide auf, und auch ich selbst hatte in der letzten Zeit gemerkt, wie schwer es war, Etaa nicht unserer eigenen, starren Art vorzuziehen. Trotzdem schalt ich Willem, und er verschwand geisterhaft wie immer, wenn ich Etaa abholte, um die heiligen Bücher aufzusuchen.

An diesem Tag saß sie neben mir wie gewöhnlich, obwohl es seit neuestem beschwerlich für sie war, sich über die Kante des prunkvollen Arbeitstisches zu beugen. (Mabis hatte gesagt, daß mein Sohn ein stämmiges Kind sein müßte, vielleicht wären es gar Zwillinge. Ich war nämlich ebenso sicher, daß es ein Sohn werden würde, wie ich davon überzeugt war, daß er hören

würde wie seine Mutter.) Ihre unvorteilhafte Fülle bezauberte mich eher noch mehr als ihre vorherige Anmut.

Ich hatte meine Gläser abgenommen, um besser lesen zu können, denn wenn Etaa zugegen war, hatte ich keine Angst, unversehens überrascht zu werden. Sie sah zu, wie ich die Gläser auf den Tisch legte, und griff plötzlich nach meinem Arm. *Meron, sieh mal!* Sie nahm das Ende eines schmalen, dunklen Streifens auf, der darunter gelegen hatte und sich zwischen ihren Fingern einrollte. *Was ist das? Es ist wie Glas, aber so weich wie Papier. Und schau her! Winzige Wörter, unter deinen Gläsern...* Ich kniff die Augen zusammen, unfähig, etwas zu sehen, und langte nach meinem Vergrößerungsglas. *Das ist Plastik, wie es die Götter benutzen... und das auch wir einst benutzt haben während des Goldenen Zeitalters.* Eine seltsame Erregung erfüllte mich, als Etaa den Rest des Streifens unter dem Regal hervor ins Lampenlicht zog. *Wie ist es dahin gekommen? Könnten die Götter vergessen haben...*

Etaa nahm das Vergrößerungsglas und hielt es über den Plastikstreifen.

Kannst du es lesen?

Sie sah mich nicht mehr, sondern saß mit gerunzelter Stirn, atemlos vor Konzentration, und ihre Hand spielte mit den silbernen Glöckchen an ihrem Ohr. Schließlich blickte sie auf. Sie bewegte kaum die Finger, als sie signalisierte: *Ich kann es lesen. Es ist Teil eines Buches in der alten Sprache... Aber es stammt aus der Zeit vor der Großen Seuche.*

Bist du sicher? Alle unsere heiligen Bücher sind nach der Seuche geschrieben worden, und obwohl sie die Wunder des Goldenen Zeitalters erwähnten, waren sie doch getrübt durch die Verzweiflung eines scheiternden Volkes, und viele Anspielungen waren unklar. Mir bebten die Hände. *Lies es mir vor.*

Ich hielt das Vergrößerungsglas, und Etaa übersetzte, bis ihre Augen sich röteten und ihre Hände vor Müdigkeit flatterten. Und wenn auch viele Dinge im unklaren blieben, weil sie unser Verständnis überstiegen, so stand doch eine unleugbare Wahrheit fest: *Im Goldenen Zeitalter konnten alle Menschen hören. Ich hatte recht! Menschen sollten nicht weniger sein als die Götter – Menschen waren Götter. Aus Furcht hat die Kirche die Wahrheit seit der Großen Seuche verloren, und jene falschen ‚Götter‘ benutzen unseren Aberglauben dazu, um uns unter Kontrolle zu halten.* Ich nahm Etaas müde Hände und küßte sie. *Unser Sohn aber wird der Beginn eines neuen Goldenen Zeitalters sein, er wird hören und klar sehen, und er wird meinem Volk die Wahrheit zeigen. Er wird unser größter König sein!* Etaa lächelte gefangen von meinen Träumen, und wenn sie auch für meinen Sohn und nicht für mich lächelte, so minderte dies doch nicht das Übermaß meiner Freude.

Und dann wurde dieser Augenblick durch einen stechenden Schmerz zerrissen, der meinen Rücken durchfuhr, durch einen Schlag, der mich vom Stuhl warf. Blaue Wellen schwappten vor meinen nutzlosen Augen, als ich fiel, und ein Lichtstreif blitzte vor meinem Gesicht auf; verzweifelt riß ich die Hände hoch, doch bevor mich die Klinge noch einmal treffen konnte, versperrte mir eine grüne Samtwege den Blick, als Etaa selbst sich auf den angreifenden Priester stürzte. Ihre schönen Hände dämpften die Klinge, und irgendwie trieb sie ihn weg von mir, während ich auf die Füße kam. Ich griff nach meinen Gläsern, zog meinen Dolch und sah gerade noch, wie der Priester sie gegen die Wand schleuderte und einen Satz zur Tür machte. Ich schmetterte ihn zu Boden, als er an mir vorbei wollte; er krachte mit dem Schädel auf die Fliesen, und das Messer entfiel seinem Griff.

Und hinter ihm sah ich, wie Etaa sich in einem Anfall von Schmerz auf dem Boden wand. Sie hielt ihren Bauch, und das

Blut, das aus ihren zerschnittenen Händen rann, befleckte den Samt. Ich blickte zurück in das Gesicht meines Angreifers, jetzt von Angst verzerrt, als ich meinen Dolch an seine Kehle hielt. Dann bemerkte ich, daß er gar kein Priester war: Unter seiner Kappe traten schmutzige Haare hervor, sein Gesicht war jung, aber dreckverschmiert und durch Entbehrung verhärtet. Er war ein bezahlter Mörder aus den Bordellen von Newham, und ich war überzeugt, daß er auch hören konnte. Und ich konnte weder an ihn noch an seinen Anstifter heran, denn in diesem Fall erhob die Kirche ihren Anspruch auf Gerichtsbarkeit. Meine Hand umklammerte den Dolchgriff fester, und ich hätte ihm die Kehle durchgeschnitten. Als jedoch eine Blutspur an meinem Dolch entlang über seinen Hals lief, fühlte ich Etaas Augen auf mich gerichtet, und mir wurde schlecht. „Dann soll der Erzbischof dich für dein Versagen anklagen, ‚Priester‘“, sagte ich. „Du tust mir leid.“ Ich schlug ihm mit dem Dolchgriff über den Kopf und fühlte, wie er schlapp wurde.

Dann eilte ich zu Ettaa, fiel neben ihr auf die Knie und hob ihren Kopf. Beinahe hungrig suchten ihre Augen die meinen, und einen Augenblick lang füllten sie sich mit wilder Freude, als ihre wunden Hände über mein Gesicht strichen, doch dann verkrampften sie sich zur Faust, während sie versuchte, Zeichen zu formen. *Meron, mein Kind... mein Kind kommt!*

Verzweiflung schnürte mir die Kehle zusammen; seit der Empfängnis war kaum ein halbes Jahr vergangen, und es war zu früh, viel zu früh... Ich fühlte, daß mein Hemdrücken voll Blut war, das Messer des Mörders hatte sich jedoch in den Falten meines Umhanges verfangen, und die Wunde war nicht tief. Ich nahm Ettaa auf meine Arme und suchte, vor Schmerz keuchend, den Weg zurück durch die endlosen Flure.

Flure, die auch unendlich leer waren, bis ich plötzlich auf den Erzbischof und Bischof Perrine stieß. Der Erzbischof sah uns

als erster, sein Lachen verging ihm und ließ blanken Schrecken auf seinem Gesicht zurück. Er eilte mir mit ausgestreckten Armen entgegen, bis er meine Augen sah. Da bemerkte ich Furcht bei meinem Vetter. Er blieb stehen. „Majestät.“ Seine Lippen zitterten.

Bischof Perrines Augen folgten der Blutspur auf den Steinen hinter uns, und er fiel, unzusammenhängendes Zeug daherredend, auf die Knie.

„Bischof...“ Ich taumelte gegen die Wand, um meine kostbare Last zu schützen. „Wenn mein Sohn stirbt, Ihr Herren, werden selbst die Götter hier bei mir keinen Zufluchtsort mehr finden.“ Ergrimmt drängte ich mich an ihm vorbei und sah noch in meinem Spiegel, wie er auf das Archiv zueilte.

Endlich fand ich eine Wache und auch eine freundlichere Umgebung und ließ Hilfe herbeirufen. Meine Ärzte umschwärmten mich wie die Fliegen, verbanden meine Wunden und bedrängten mich zu ruhen, doch ich blieb an der Tür des Gemachs stehen, in das man Etaa gebracht hatte, bis endlich meine Knie nachgaben und ich mich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Von dem, was folgte, blieb mir außer meiner hilflosen Wut über das Geschehen und über meine eigene Schwäche wenig in Erinnerung, bis ich in meinem Himmelbett wieder erwachte. Kniende Diener umringten mich, und ich fand mich einem Gott gegenüber. Angestrengt erinnerte ich mich an das einzig wirklich Wichtige: *Etaa... mein Kind?*

Mir war, als ob der Gott lächelte, doch konnte ich nicht scharf genug sehen. *Ich war bei ihnen...*

„Nein!“ ich schlug nach ihm aus und wurde von meinen entsetzten Dienern zurückgehalten. *Eurer Dame geht es gut, sie fragt nach Euch. Und Euer Sohn – ja, Majestät, Euer Sohn*

– wird leben. Er ist gut entwickelt für ein Kind, das so früh geboren wurde, und wir werden über ihm wachen.

Ich sank in die Kissen zurück. Vergebt mir, Herr, ich war nicht ich selbst Ich danke Euch. Und nun, Doktor, will ich mit Eurer Hilfe zu meiner Etaa gehen und meinen Sohn sehen.

Die Kirche gab öffentlich bekannt, daß der Angreifer ein wahnsinniger Priester gewesen sei, der fälschlich angenommen hatte, ich sei im Hinblick auf die heiligen Kirchenbücher der Gotteslästerung schuldig. Er war im Schnellverfahren exkommuniziert und wegen seines Verrates hingerichtet worden, auf Befehl des Erzbischofs. In der kirchlichen Partei am Hof raunte man, daß der Priester schwerlich wahnsinnig gewesen war, doch während der Feier zur Geburt eines königlichen Erben wurde kaum darauf geachtet. Ich nannte meinen Sohn nach meinem Vater Alfilere, und für mich bedeutete er den schönsten Anblick auf Erden. Und gleich danach kam seine Mutter, ihr Gesicht strahlend vor Freude, wenn sie ihn in seiner goldenen Wiege betrachtete oder ihn mit ihren verbundenen Händen liebte.

Ich begann nun, sie überall hin mitzunehmen, neugierig auf die Eindrücke, die sie am Hofe sammelte. Und obwohl sie dagegen protestierte, setzte ich sie offen bei Tisch an meine Seite. Die Königin wollte nichts von ihrer Position aufgeben, sie saß noch immer neben mir, obwohl ihre Blicke wie Dolche in meinem Rücken waren. Ihr Bruder hielt sich in diesen Tagen dem großen Saal fern, und ich fragte mich, ob er seinerseits neue Klingen schärfte. Doch würde er wohl nie wieder einen solchen offenen Angriff auf mich wagen, und obgleich meine Ratgeber von seinem Verrat wußten und in mich drangen, gegen ihn vorzugehen, weigerte ich mich. Wenn ich meinen Vetter angreifen würde, riskierte ich einen

Bürgerkrieg, und den wollte ich einer persönlichen Rache wegen nicht über mein Volk bringen. Doch ich ging nirgendwohin ohne Diener, und ich sorgte dafür, daß meine Wachen zu jeder Zeit auf Etaa und ihr Kind achtgaben.

Wenn auch Spannung durch die Hallen wisperte wie der kühle Hauch des Winters, konnte dies doch nicht den Frühling aufhalten, der mein Herz bei dem Gedanken an meinen neugeborenen Sohn und die Nähe von Etaa heiter machte. Für das Fest von Armageddon lehrte ich sie unter viel Gelächter tanzen. Ich habe es immer verabscheut, knifflige Muster und Schritte auswendig zu lernen, Kontrollspiegel an der Decke zu beobachten oder unentwegt mitzählen zu müssen. Sie hingegen war entzückt über diese neue Herausforderung an ihre Vorstellungskraft, ihre Begeisterung steckte mich an und ließ mich die Schönheit des Tanzes spüren.

Seit ich ein Junge war, waren mir die Armageddon-Feiern, wie sie sich in Etaas vergnügten Augen widerspiegeln, nicht mehr so wunderbar vorgekommen, und wenn ich meinen Sohn auf den Armen umhertrug, stellte ich mir vor, wie auch ihn die gleichen Wunder ergötzen würden: die Dichter, die Jongleure, die Akrobaten, die dressierten Hunde und die Menschenmenge, die Zauberer mit ihren bunten Flammen, sogar die Götter, die glänzend in schimmernder Aura den Vorsitz führten. All die bunt herausgeputzten Leute, die schmausten und tanzten, die kalte Unfreundlichkeit der dunklen Nachmittage vertreibend, die die Tagundnachtgleiche und das Ende eines grausamen Winters jenseits der Mauern kennzeichneten.

Wenn ich zurückblicke, glaube ich, daß ich niemals glücklicher gewesen bin als an jenem Abend, wo Etaa neben mir tanzte. Gekleidet in zarte Frühlingsfarben, ihr leuchtendes Haar mit Perlenschnüren zusammengehalten, war sie die wahre Göttin der Erde. Ihre Wangen waren vor Aufregung gerötet,

und ihre dunklen Augen strahlten. Nach dem letzten Tanz nahm ich sie in die Arme und küßte sie, und sie riß sich nicht los. Damals erschien mir alles möglich, selbst daß sie mich eines Tages lieben könnte... so wie ich angefangen hatte, sie zu lieben, diese Göttin, wie ich nie zuvor eine Frau geliebt hatte.

Indes, wie ich es in meinen lichtereren Momenten immer gewußt habe, nicht alles ist möglich, nicht einmal für einen König. Und nicht lange danach hatte Etaa nur einen kalten Blick für mich übrig, als ich ihr Gemach betrat und sie über Alfileres dunkelgelocktem Kopf aufsah; sie gab ihm die Brust.

Ich zögerte. *Ist etwas nicht in Ordnung, Etaa?* Mabis stand schwerfällig von ihrem Stuhl auf. Sie ging und setzte sich von uns abgewandt hin, ununterbrochen strickend; ihr rotes Gesicht drückte Unheil und Teilnahme aus.

Etaa antwortete mir erst nach einer Weile. Sie erhob sich und legte Alfilere in seine Wiege neben dem Feuer, wo sie lächelnd stehenblieb und ihn sanft schaukelte. Sie hatte eine neue Amme abgelehnt, weil sie vorzog, ihr Kind selbst zu füttern und zu versorgen – eine weitere Tugend, die der alten Mabis gefallen hatte. Und wirklich war die Mutter meines Sohnes besser als jede Amme, konnte sie doch seine Bedürfnisse ‚fühlen‘, sie wurde unruhig, sobald er sich außerhalb ihrer Hörweite befand. Endlich kam sie zu mir, ihr Lächeln verschwand, und ich wiederholte meine Frage.

Anklagend fuhren ihre blaßrot vernarbten Hände hoch. *Meron, ich kenne jetzt die Wahrheit über mein Volk, daß es Krieg führt mit Tramaine, daß es umgebracht wird, weil du mich geraubt hast. Ich weiß, daß es meine Rückkehr verlangt und darüber hinaus nichts, als von deinen Hexenverbrennern in Frieden gelassen zu werden. Doch statt dessen schickst du neue Soldaten aus, um noch mehr zu töten und zu brennen! Und das alles hast du mir vorenthalten! Und hast mich... hast*

mich dazu gebracht zu vergessen... Eine seltsame Gemütsbewegung marterte ihr Gesicht, und ihre Hände zuckten ins Schweigen zurück.

Woher weißt du das, Etaa?

Sie schüttelte den Kopf.

Willem!

Du wirst ihm nichts tun! Unwille und Zorn verknoteten ihre Finger.

Ich würde nie ein Kind verletzen, das Klatsch wiederholt.

Ist es denn wahr?

Ja.

Ihre Finger griffen nach der rauhen Kante des Wandteppichs, der im Luftzug hin und her schwang. *Dann laß mich nach Hause gehen zu meinem Volk.*

Ich sah weg, die Enttäuschung traf mich wie das Messer eines Mörders. *Ich... ich kann das nicht tun. Du würdest dein Kind nicht hierlassen, und ich will meinen Sohn nicht aufgeben. Bist du denn so unglücklich hier? Kannst du deinem Volk nicht sagen, daß du freiwillig hier bist? Ich werde Frieden mit ihm schließen und auch jede Wiedergutmachung bezahlen... ich brauche dich, Etaa. Ich brauche dich hier bei mir! Ich bin von dir abhängig, ich...*

Sie schloß die Augen. *Meron, der Mann, der mein Volk führt, der mich zurückverlangt, der Mann, den du ‚Schmied‘ nennst, er ist mein Mann.*

Dein Gemahl ist tot!

Nein! Sie stampfte mit dem Fuß auf den Boden.

Du hast ihn selbst gesehen, zerschmettert auf den Felsen! Kein Mensch könnte so was überleben. Er war ein Feigling, er hat sich selbst umgebracht, er hat dich im Stich gelassen für mich, und ich will dich nicht gehen lassen. Tief zog ich den Atem ein, um Beherrschung kämpfend. *Dein Volk überfällt und schlachtet meines, es nimmt die Köpfe mit! Ihr verdammt*

unsere Seelen, denn nach unserem Glauben können zerstückelte Geister nicht durch Verbrennen befreit werden. Wenn wir Krieg haben, so haben ihn sich die Kedonnyer selbst zuzuschreiben! Etaa richtete sich steif auf. Wenn du mich nicht freilassen willst, wird er kommen und mich holen!

Ich war verärgert. Wenn er sich von den Toten erheben kann, wird er es vielleicht tun. Ich zweifle aber, daß selbst du etwas Derartiges von der Mutter erwarten kannst.

Sie verschränkte die Arme, ihre Augen brannten. Ich verließ den Raum.

Von da an blieb sie in ihren Gemächern und weigerte sich, mich zu begleiten; der verhärmte Zug von Gram, den sie am Anfang hatte, kehrte in ihr Gesicht zurück. Wenn ich kam, um meinen Sohn zu sehen, saß sie wortlos und den Rücken mir zugekehrt vor dem Feuer. Einmal setzte ich mich neben sie auf die gepolsterte Bank, auf meinen Knien strampelte Alfilere, in seine Pelzdecke gewickelt. Ich klatschte in die Hände und sah, wie er lachte, und als ich ihm meine beringten Finger hinhielt, damit er daran kauen konnte, blickte ich auf, und Etaa lächelte. Ich zog die Finger zurück und signalisierte: *Wer könnte sich einen schöneren Sohn wünschen? Ich fürchte aber, er sieht seinem Vater nicht besonders ähnlich mit seinen dunklen Augen...* Ich lächelte hoffnungsvoll, doch sie wandte sich nur ab, streifte das silberne Glöckchen am Ohr, und plötzlich erschienen Tränen auf ihren Wangen.

Weil ich zuerst auf Willem wütend war, hatte ich ihm verboten, sie wieder zu besuchen, doch dann hatte ich nachgegeben, denn ich kannte ihre Einsamkeit und Trauer. Nicht lange danach fand ich ihn bei ihr, sein flachsblonder Kopf lag in ihrem Schoß, und seine Schultern zuckten vor Schluchzen. Sie blickte auf, als ich auf beide zutrat, ihre Augen voll mitempfundenen Schmerzes. Willem rührte sich nicht, daher hob sie seinen Kopf von ihrem lavendelfarbenen

Rock. Er stand unsicher auf, um sich zu verneigen, dann sank er erschöpft auf die weinroten Kissen neben Etaa und wischte sich das Gesicht an seinem Ärmel ab.

Ich aber stand wie erstarrt an meinem Platz, denn ich hatte die schmalen Spuren von getrocknetem Blut gesehen, die ihm an Kinn und Hals herunterliefen. Und auf einmal ergab sein merkwürdiges und erschreckendes Vorherwissen einen Sinn, und ich begriff die Wahrheit: Mein eigener Page konnte hören, und seine Familie hatte es irgendwie fertigbekommen, es bis heute geheimzuhalten. Bis heute... Mir drehte sich der Magen um. Seine Ohren waren auf Betreiben der Kirche zerstört worden!

Als hätte sie meinen Gedankengang verfolgt, signalisierte Etaa: *Das war dein Erzbischof Shappistre. Er hat Willem verfolgt, weil er bei mir war, bis er gemerkt hat, daß Willem die Berührung der Mutter kannte – und sieh, was er getan hat! Er verfolgt alle, die durch Sie gesegnet sind, er hat fast mein Kind getötet, er hat dich fast umgebracht! Seinen eigenen Verwandten! Wie kannst du ihn frei herumlaufen lassen, wenn du König bist, warum ziehst du ihn nicht zur Verantwortung?*

Ich fühlte nach der krummen Narbe auf meinem Rücken, ganz versunken in meine eigene, bittere Empörung. Der offene Versuch des Erzbischofs, mich zu vernichten, war gescheitert, nun führte er einen heimtückischeren Krieg, indem er Gerüchte verbreitete, das Vertrauen meiner Freunde untergrub und die quälte, die ich liebte. Zwar hatte ich, auch angesichts der Götter, die Macht, ihn niederzustrecken, doch ich konnte es nicht. *Das ist nicht so einfach, Etaa. Hier geht es nicht nur um einen Streit zwischen irgendwelchen Dorfbewohnern, ich kann ihn nicht mit auf den Dorfanger nehmen und ihn verprügeln! Die königliche Linie ist gespalten und damit auch die Loyalität der Nation. Ich herrsche über ein friedliches Land, weil ich versucht habe, alle miteinander auszusöhnen. Der Erzbischof*

ist mein Gegengewicht, doch mit seinen Vorstellungen von einem durch die Kirche beherrschten Staat würde er die Balance zerstören, wenn er könnte. Um das zu erreichen, würde er das Land in einen Bürgerkrieg verstricken; die Folgen kümmern ihn nicht. Wenn ich ihn des Verrats bezichtigte, täte ich dasselbe. Er wird vor nichts haltmachen, ich aber halte schon sehr lange vorher inne.

Etaa strich Willem über den gesenkten Kopf. *Ich verstehe nichts von Bedürfnissen von Nationen, Meron... und du verstehst nichts von den Bedürfnissen von Frauen und Männern.* Sie blickte plötzlich auf, das Gesicht voll Seelenangst. *Er wird dich zerstören, Meron! Laß ihn das nicht tun, laß ihn nicht!...* Ihre Hände sanken hoffnungslos in den Schoß; sie erhob sich und wandte sich der Wiege zu, um ihren sanften Sohn zu trösten.

Zwei Tage später war Willem verschwunden. Die anderen Pagen sagten, er sei von zu Hause weggelaufen, aber eines von Etaas Ohrgehängen, die winzigen Silberglocken, die sie immer trug, war ebenfalls nicht mehr da. Ich fragte sie, wo es sei, und etwas zu nachlässig signalisierte sie, daß sie es verloren habe.

Und so wußte ich, daß Willem nach Osten gegangen war, um den Schmied zu finden.

Langsam, mit allen Schmerzen einer Geburt, gab der Winter endlich den Weg für den Frühling frei, und die Kedonnyer überfielen weiterhin unsere Grenzgebiete. Etaa trauerte in ihren Räumen, und die Neujahrslustbarkeiten auf dem Anger schienen wie eine bunte, hohle Verhöhnung der Vergangenheit. Und während ich in jener Nacht schlief und von glücklicheren Zeiten träumte, verschwanden Etaa und mein Sohn.

Rasend wegen meines Verlustes, ließ ich das Land wieder und wieder absuchen, aber es gab keine Spur von ihnen. Es gab keine Gerüchte und keinen Hinweis, fast schien es, als

hätte es sie nie gegeben. Ich fand keine Ruhe mehr, und meine Edlen sagten in aller Öffentlichkeit, daß ich wie ein Besessener aussähe. Der Erzbischof meinte lächelnd, die Erde hätte sie womöglich verschlungen, und fast hätte ich ihm geglaubt. Doch dann hörte ich, daß mein Wagenlenker in derselben Nacht wie Etaa verschwunden war und daß es einigen meiner Männer vorgekommen war, als sei mein Wagen in jener Nacht weggefahren und leer zurückgekommen. Und daher fragte ich mich, ob die Wahrheit nicht vielleicht weniger in der Erde als vielmehr im Himmel läge... ob die Götter Rache an mir genommen hatten.

Unterdessen fraßen sich die Kedonnyer immer weiter in mein Land, und schließlich war ich gezwungen, meine Suche aufzugeben. Ich faßte den Plan, eine ganze Armee aufzustellen, um die Feinde in die Flucht zu schlagen, doch als ich die Männer einziehen lassen wollte, entdeckte ich, wie gut mein Erzbischof seine verruchte Arbeit geleistet hatte. Seine Gerüchte über meine Verhexung hatten sich festgesetzt: Mein eigenes Volk glaubte, daß mich die Schwarze Hexe in ihrem Bann verstrickt und meinen Geist verwirrt hatte und daß sie daraufhin verschwunden war wie das verfluchte Wesen, das sie war – und daß sie sogar meinen Sohn geraubt hatte, um ihn für irgendeine entsetzliche Gotteslästerung zu benutzen. Sie glaubten, ich würde sie in der Schlacht an die Kedonnyer verraten, daß die Götter selbst mich verlassen hatten.

Sogar jene Herren, die der Linie meines Vaters immer treu ergeben waren, haben mich wegen des Erzbischofs im Stich gelassen, und diejenigen, die mich noch unterstützen, bekommen selbst kaum Hilfe, um die Armee aufzustellen. In meinem Land geht das Wort um, es sei Selbstmord, mit mir in den Krieg zu ziehen – daß die Mächte des Rechts wären befriedigt und die Götter würden jeden vor den heidnischen Horden retten, wenn man mir abschwören und mich zerstören

würde. Verflucht soll die Kirche sein! Die Götter haben nie in einen Krieg zwischen den Menschen eingegriffen, ich zweifle daran, daß sie es jetzt tun werden. Und daher werde ich mich heute aufmachen, um mit den Streitkräften, die ich sammeln kann, selbst mein Königreich zu retten, wenn ich kann. Vielleicht wird dann dieser neue Sturm von Unwissenheit vorübergehen und nicht alle überschwemmen... Vielleicht. Vielleicht aber ist es auch schon zu spät...

Wenn ja, ist es wohl am besten, daß Etaa fort ist und meinen Sohn mitgenommen hat. Ich bete nur zu einem möglichen wahren Gott, daß sie in Sicherheit sind und daß ihr Sohn eines Tages zurückkehren möge, um den Thron zu beanspruchen und der größte unserer Könige zu werden. Wenn sie es vorgezogen hat, mich zu verlassen, so kann ich es ihr nicht vorwerfen, denn ich hatte nie das Recht, sie mir zu nehmen, wie ich es getan habe. Ich liebte sie aber und bete, daß sie sich auch daran erinnert und mir ein wenig verzeiht.

Ich habe mich oft gefragt, ob sie mich jemals geliebt hat. Wenn ja, war es mehr, als ich verdient habe. Aber manchmal war da ein Blick, ein Zeichen... Die Hände des Sommerwindes sind warm und leicht wie deine Berührung, Etaa; es mag sein, daß deine Mutter dich am Ende doch noch nach Hause geholt hat. Hüte meinen Sohn und vergib seinem Vater. Segne ihn, wie du mich gesegnet hast. Etaa... Ich glaube, daß ich dich nicht wiedersehen werde.

Doch nun kommt, Ihr Herren, das Gottesauge wacht über uns, und die Sonne steht schon hoch. Es heißt, daß ein Schmied einen König ansehen darf; dann soll es das letzte sein, was er je sieht!

Der Gott

Ich nehme an, daß ich deswegen heute rede, weil Sie sich gefragt haben, wie ein ‚grüner Junge‘ im Kolonialdienst sich dazu berufen fühlte, das menschliche Problem zu lösen. Die Antwort ist ganz einfach – ich liebte Etaa, und Etaa war die Mutter von Alfilere.

Sie werden sich wahrscheinlich alle an die Situation zu jener Zeit erinnern. Kurz vorher war der Kolonialdienst auf die Menschen gestoßen, eine intelligente Lebensform, die auf Kohlenstoff statt auf Silikon basiert, aber Sauerstoff atmet und ungefähr dieselben Temperaturen verträgt wie wir. Das machte sie zwar zu einem weiteren Konkurrenten, aber nur am Rande, und wären sie etwas anderes als Menschen gewesen, so hätten wir erwarten können, mit ihnen zu koexistieren. Unsere Studien über die Weiterentwicklung ihrer Kultur und die dürftigen Berichte über ihre Vergangenheit deuteten jedoch darauf hin, daß es sich um die unerbittlichste, unvernünftigste und aggressivste Spezies handelte, der wir jemals begegnet waren. Kombiniert mit einer hochentwickelten Technologie hätte es sie auch noch zur gefährlichsten gemacht. Auch unter diesen Umständen waren wir bereit, in Frieden mit ihnen zu leben, nur erhob sich die Frage, die ich immer wieder gehört habe, ob *sie* in Frieden mit *uns* leben würden. Die mehrheitliche Meinung der Konservativen war, daß dies unwahrscheinlich sei, deshalb gab uns unser Bezirksrat den Auftrag, zu intervenieren und ihren kulturellen Fortschritt zu drosseln. Die Liberalen im Dienst waren dagegen, sie taten ihr Bestes, den Status quo der Menschen zu fördern, und damit fing das ganze Unheil an.

Ich bin Xenobiologe und stand damals am Anfang meiner Laufbahn; obendrein war ich zu unerfahren, um Zweifel an unserer Politik zu hegen, deshalb unterstützte ich blindlings die Einstellung der Mehrheit in bezug auf Menschen. Besonders auch deshalb, weil ich unter Menschen leben mußte, um sie zu studieren (und zu beobachten), als ‚Wagenführer‘ des götterhassenden Königs von Tramaine. Als die Liberalen dem König Berichte für den Dienstgebrauch zugänglich machten und dann die benachbarten Kotaaner offen zum Krieg aufstachelten, vergaltten wir Konservative es ihnen, indem wir Etaa, die kotaanische Geliebte des Königs, zusammen mit ihrem Sohn, dem Erben, entführten. Meiner strategischen Stellung wegen wurde ich dazu ausgewählt, den tatsächlichen Raub auszuführen – und, offen gesagt, wohl auch meiner Naivität wegen. Alles, was ich zu tun hatte, war, die beiden aus dem Weg und in Sicherheit zu bringen, hieß es, und gleichzeitig könnte ich meine ersten Veränderungsstudien einer unbekannten Welt betreiben... In Wirklichkeit mußte ich nur eine Ewigkeit allein zubringen, in einer trostlosen, verlassenen Welt, mit keiner anderen Gesellschaft als der einer abergläubischen, fremden Frau und ihrem schreienden, fremden Balg. Ich wußte nicht, ob ich mich wegen der Verantwortung geehrt fühlen sollte oder beschämt, weil ich ausgenutzt wurde. Doch ich tat meine Pflicht und entführte sie auf den äußeren Mond.

Ich sandte Etaa Wein mit einem Schlafmittel darin und verrammelte alle Türen und Fenster; sie hatte immer noch keine Ahnung, was passiert war, als ich die Fähre schon nahe bei den Ruinen der toten Kolonie herunterbrachte und die Luke öffnete. Ich beobachtete sie auf dem Bildschirm, als sie hinaustrat, und wartete den ersten Anfall von überwältigender Bestürzung ab. Sie wankte zurück, ihr Kind schützend an sich gedrückt, als ein kalter Windstoß den eintönig rostbraunen,

groben Sand zu stechenden Wolken emporwirbelte. Jenseits stieg der nackte, steinige Hang gegen die Ruinen der Menschenstadt an, die wie mit erbitterten Klauen nach den Wolken schnappten. Ich hatte das schon einmal gesehen, aber nicht so, denn nun wußte ich, daß ich nicht weg konnte. Mir brannten die Augen vor Ödnis und der Erinnerung an den stechenden Wind. Es würde schwer werden, die Einheit dieser Welt zu begreifen... es war leicht verständlich, warum die Menschen dabei gescheitert waren.

Ich weiß nicht, was für Gedanken Etaa damals hatte, nur soviel, daß es wahrscheinlich andere waren, als ich erwartete. Doch standen Verwirrung und Verzweiflung auf ihrem Gesicht, als sie die Rampe herunterkam und der Wind an ihrem langen Umhang und den steifen, unvorteilhaften Röcken zerrte. Ihr Kind hatte zu weinen begonnen und jammerte mit dem Wind. Zum ersten Mal war sie Wirklichkeit für mich, rührte meine Gefühle und erregte mein Mitleid. Dies war die geraubte, von einem rücksichtslosen König benutzte Frau, an deren Not ich von Anfang an gefesselt schien, seit ich den Wagen des Königs bei ihrer Gefangennahme lenkte. Sie war nur ein weiteres Opfer des grausamen, sinnlosen Schismas, das die unseligen Menschen spaltete, und jetzt würde sie noch mehr leiden müssen, ohne zu verstehen, warum – der Menschen wegen und unserer wegen. Ich fühlte, wie ein Unbehagen mein Mitleid ablöste: Hatte ich das Recht? Sie war eine Schachfigur, und sie würde eine bleiben; vielleicht war das ihr Schicksal und somit das meine.

Schließlich verließ ich die Kontrolltafel und raffte mich auf, um ihr die letzte Schreckensnachricht zu überbringen. Ich hatte meine menschliche Maske abgelegt und wußte, daß nach der Anspannung des Fluges meine Gestalt beginnen würde, sich zu verändern. Und kein Mensch hatte je einen unmaskierten ‚Gott‘ gesehen, nicht einmal einen, der sich als Wagenlenker

ausgab. Die Samtkissen auf dem Boden meidend, stellte ich mich in die Luke.

Meron? Sie drehte sich um und starrte mich mit einem Keuchen an, während ihre Hände die Frage stellten. Ich erinnerte mich, daß sie eine kotaanische Priesterin war und hören konnte; die Vermutung lag nahe, daß der König sie aus Haß auf die Tradition gerade *deswegen* genommen hatte. In ihren Augen leuchteten Hoffnung und noch etwas anderes auf, als sie sich umdrehte, doch bei meinem Anblick erstarrte sie in Schrecken. Sie wich zurück und versteifte die Finger in einem Zeichen, das Böses abwehren sollte. Dieses Zeichen aber sah einer bei den Gefolgsmännern des Königs gängigen Obszönität dermaßen ähnlich, daß ich beinahe gelacht hätte. Das wäre eine endgültige Grausamkeit gewesen, ich beherrschte mich rechtzeitig und breitete die Hände zu einer Friedensgeste aus. *Ich werde dir kein Leid tun, Frau Etaa, hab keine Furcht.* Sie schüttelte den Kopf, hielt aber Abstand. Ich fragte mich, wie ich wohl in ihren Augen aussah – die Verhöhnung des Menschen, aus Brotteig oder Lehm gemacht. Ich tauchte zurück in den königlichen ‚Wagen‘, um meine Jacke mit der Kapuze zu holen, weil ich dachte, es wäre gut, möglichst viel von mir zu bedecken. Doch als ich verschwand, hörte ich einen erschreckten Aufschrei und Fußtritte auf der Rampe hinter mir. Sie erschien in der Luke und fiel in einem Staubwirbel auf die Knie mir zu Füßen. *Oh, bitte! Verlaß mich hier nicht!* Unter ihrem Umhang wimmerte das Kind, aufgestört durch ihre Handzeichen. Ich schaute betroffen auf sie hinab, aber als sie mein Gesicht noch einmal sah, zauderte sie, als ob sie ihren eigenen Untergang erblickte. Sie wandte sich ab und legte ihr strampelndes Kind zärtlich auf ein rotes Samtkissen, dann zwang sie ihre Augen zurück zu mir und signalisierte: *Dann hob wenigstens Mitleid mit meinem Kind. Nimm es mit dir, es wird keinen Schaden bringen! Es ist ein Prinz, bring ihn*

zurück zu seinem... zu seinem Vater, König Meron. Du wirst dafür belohnt werden! Bring ihn irgend jemandem... aber laß ihn am Leben...

Ich bückte mich und nahm das Kind auf; es betrachtete mich fasziniert und fing auf einmal zu lachen an. Unbeschreiblich entzückt, drückte ich es an mich, dann gab ich es langsam seiner Mutter zurück. Die Hoffnung auf ihrem Gesicht verfiel, und sie schauderte, als ich sie berührte. Ich trat einen Schritt zurück. *Etaa, du sollst an diesem gottverlassenen Ort nicht deinem Schicksal überlassen werden. Ich bin dein Beschützer, ich bleibe mit dir hier, um mich um dich und dein Kind zu kümmern. Du bist... verbannt worden, und es wird ein hartes Leben für uns beide sein. Es wird aber nicht ewig dauern, nur bis... gewisse Angelegenheiten in Tramaine geregelt worden sind. Aber bis dahin muß alles so sein, du hast keine Wahl. Dies ist deine neue Heimat.*

Sie beobachtete mich starr, ihr Verlangen, hundert Fragen zu stellen, kämpfte mit der Gewißheit, daß es nicht nötig war, daß sie diese neue Prüfung nur auf sich nehmen und durchstehen konnte. Schließlich senkte sie den Blick, und ich sah, wie ihre bebenden Züge langsam in neuer Entschlossenheit ruhiger wurden. Sie würde sich anpassen. Ich war erleichtert und irgendwie überrascht.

Wer hat das befohlen? Nicht... doch nicht der König? Ihre dunklen Augen flackerten dringlich auf. *Nein.* Ich beruhigte sie, ich dachte daran, wie sehr sie diesen Mann hassen mußte, und wollte die Wahrheit nicht noch grausamer machen, als sie war.

Es ist der Wille der Götter, Etaa.

Das Aufwallen ihrer Erleichterung verwandelte sich in ein plötzliches Stirnrunzeln, und sie sah mich einen Augenblick lang scharf an. Dann zog sie sich in ihr Schweigen zurück. Machte keine Zeichen mehr und wartete.

Als Ersatz für ihr hinderliches Gewand gab ich ihr einen Arbeitsanzug und Stiefel, wie auch ich sie trug, dann wartete ich draußen vor dem Raumschiff im Wind, denn ich kannte die Voreingenommenheit der Heterosexuellen wegen ihres körperlichen Schamgefühls. Endlich erschien sie mit hochgebundenem Haar und ihrem Kind auf dem Rücken in den Falten ihres Umhangs. Die schwere Jacke flatterte wie ein Zelt um sie herum, doch ich konnte sehen, daß der Anzug sich ihr genügend angepaßt hatte, um sie warm zu halten. Ich schloß die Haken ihrer Jacke, wobei sie mich gespannt und argwöhnisch beobachtete. Dann lud ich die Vorräte aus und versiegelte die Luke hinter uns. Geräuschlos hob das Rettungsboot ab, des Königs Wagen würde zu Hause sein, bevor jemand ihn vermißt hätte. Ich wünschte, wir hätten mitfliegen können.

Wir kämpften uns hügelaufwärts zu der Ruinenstadt durch, die zerschlagen durch den wehenden Sand und abgestorbene, unidentifizierbare Vegetation dalag. Das rauhe Labyrinth der baumüberwachsenen Ruinen brach die Kraft des Windes, als wir den Gipfel erreichten, keuchend blieben wir stehen, unsere brennenden Augen reibend, und der Wind heulte und rasselte über uns. Ich führte Etaa durch das Geröll in eine Unterkunft, die intakt geblieben war, ein vorgefertigter Kasten, der noch ein Dach hatte. Während wir die Straße entlangstolperten, sah sie sich zwar voller Scheu um, aber ohne jenes widerwärtige Grauen, das die Tramainer den Städten ihrer toten Vergangenheit entgegenbrachten. Ich fragte mich, ob sie je in ihrer Welt eine menschliche Stadt aus der Zeit vor der Großen Seuche gesehen hatte, ohne zu überlegen, daß sie nicht wußte, wo sie sich befand.

Die Menschen hatten den inneren, größeren Mond eines Gasriesen, den sie Cyclops nannten, kolonialisiert; Cyclops umkreiste den gelben Stern Mehel. Dieser äußere, nur wenig

kleinere Mond hier war kaum bewohnbar, und sie hatten nur deswegen versucht, hier eine Kolonie zu errichten, weil sie der Krankheit entfliehen wollten, die sie zu Hause vernichtete. Sie waren gescheitert, und alles, was übriggeblieben war, war diese Stadt unter Himmeln, die voller endloser, grauer Wolken hingen. Etaa bemerkte die Veränderung an diesen Himmeln nicht und wußte nie, daß es eine gegeben hatte, denn nie stellte sie Fragen; wir redeten so wenig wie möglich miteinander, und ich überraschte sie oft dabei, daß sie mich mit Augen irgendwo zwischen Angst und Nachdenklichkeit anstarrte.

Einmal jedoch beharrte sie darauf, heilkräftige Kräuter für ihr Kind sammeln zu gehen, und als ich versuchte, ihr zu erklären, daß unsere Vorräte alles enthielten, was sie brauchte, nahm sie es nur schützend unter ihre Jacke und schlüpfte zur Tür hinaus. Ich folgte ihr bewaffnet nach, denn ich wußte noch nicht genau, was außer uns diese tote Stadt zur Heimat erkoren hatte. Über eine Stunde lang beobachtete ich, wie sie nach einer Spur des Lebens suchte, das sie kannte; aber nichts hatte den Aufbruch der Menschen überdauert. Endlich eilte sie besiegt und zitternd an mir vorbei, ohne mir in die Augen zu sehen, und kehrte in die Unterkunft zurück. Danach vernahm ich noch weniger von ihr, sie durchbohrte mich nur noch mit Blicken, so als ob ich diese schreckliche Fremdartigkeit auf irgendeine Weise angerichtet hätte. Sie wagte sich freiwillig nie wieder hinaus und ließ nie ihren Sohn mit mir allein.

Den größten Teil meiner Zeit verbrachte ich draußen, wo ich mich bei dem Versuch, Hintergrunddaten für meine ökologischen Veränderungs-Untersuchungen zu sammeln, in dem beißenden Wind mit meiner Ausrüstung abmühte. Die verlassene Menschenstadt kauerte wie ein angebundenes Tier am Rande des Plateaus, mit unmenschlicher Geduld die

Rückkunft ihrer Herren erwartend, während Zeit und die knorrigen Arme des Gesträuchs sie in die Vergessenheit zerrten. Jenseits des Plateaus hatten sich Äonen von Sedimenten eines längst vergessenen, trüben Meeres zu entfernten, rauen Gipfeln übereinander gelegt. In der näheren Umgebung jedoch war der Stein so lange durch ungezählte Faltungen zerbrochen, durch Winterregen und sandfegenden Wind korrodiert, bis sich ein Netz von gewundenen Schluchten mit senkrechten Wänden in seine wellige Oberfläche gefressen hatte. Der ewige Wind sang durch diesen Irrgarten, den eisenroten Staub in den Rinnen peitschend, wo mit jedem niederstürzenden Regenguß blitzendes Wasser brüllend vorbeirauschte. Der Wind war ein Raufbold, er schüttelte die langsamen, schweren Wolken, brach sie auseinander für einen plötzlichen Blick auf den glänzenden Himmel und verschloß sie wieder, bevor man die Stelle gefunden hatte. Land und Himmel vereinigten sich am dämmrigen Horizont, und überall wiederholten sich die Farben, schattiges Violett und Rost, brennendes Orange und zartes Lavendel, alles verschmolz zu Grau in dem düsteren Licht.

Die Pflanzen, die es gab, existierten auf Kohlenstoffbasis, hauptsächlich waren es Flechten und ein allgegenwärtiges, dunkles höckriges Moos. Die karg verstreuten, höherentwickelten Formen gipfelten in einem strauchartigen Baum zwischen den Ruinen, ein groteskes Ding, das aussah, als wäre es verkehrt herum gewachsen. Über das Leben von Tieren wußte ich so gut wie nichts, da die vorhergegangenen Vermessungen nur oberflächlich gewesen waren. Von Zeit zu Zeit bemerkte ich dunkle Dinge im äußersten Winkel meines Blickfeldes, und in den Aufwinden über den Schluchten sah ich manchmal eine schemenhafte, sich wellenförmig bewegende Gestalt. Als ich damit begann, diese „Gleiter“ im Fluge zu beobachten, spürte ich zum ersten Mal, wie eine

Veränderung sich in mir regte, ein blindes Verlangen nach Verstehen, ein ungeformtes Bedürfnis, das neue Gleichgewicht zu erlangen... zum ersten Mal war ich nicht gezwungen, eine vorgegebene Gestalt anzunehmen, diesmal würde mein Körper in der Einheit des neuen Unbekannten frei seinen eigenen Platz finden. Ich war erfüllt von dem Wissen, daß ich dieses Mal nichts über das Leben in dieser Welt wußte... doch bald, auf gewisse Weise, würde ich alles wissen.

Und ich fragte mich, ob hierin vielleicht der wahre Grund unserer Furcht vor den Menschen lag: Denn trotz unserer ganzen Forschungen waren wir nie an ihrem Ursprungsort gewesen, auch nie wirklich „einheimisch“ bei ihnen. Weil wir zu unnatürlicher Nachahmung bei diesem verpflanzten Geschlecht gezwungen waren, hatten wir niemals wirklich *gefühlt*, was es bedeutete, ein Mensch zu sein. Wir trugen falsche Gesichter, falsche Körper; ringsumher sahen wir, wie sie funktionierten und reagierten, doch wir wußten nie, was sie dazu bewegte.

Beim Durchstreifen der toten Menschenstadt dachte ich darüber nach, was für ein Gefühl es sein müßte, eine bisher völlig unbekannte Welt zu kolonialisieren, zu glauben, man sei in Sicherheit und gut versorgt – und unversehens wird man von einer fremdartigen Epidemie betroffen; man muß mit ansehen, wie die halbe Bevölkerung stirbt, wie die Überlebenden genetisch verstümmelt bleiben – steril und taub und blind... man verliert den Kontakt mit dem Rest der Menschenart und muß erleben, wie die stolze Zivilisation aus Furcht in Stücke gerissen wird und die Technikologie zu Barbarei zerfällt... man verliert alles.

Um dann zurückzukehren und von vorn zu beginnen, in einem trügerischen, schweigenden Universum; dann so weit zu gelangen – um wieder aufgehalten zu werden, von uns. Sie hatten sich angepaßt, und es gab nichts, was wir mehr

bewunderten. Dennoch hielt der Kolonialdienst sie auf; wir schätzten uns glücklich, daß sie soviel erlitten hatten. Und ich hatte nie an der Moral unserer Position gezweifelt.

Doch dann mußte ich diese verlassene Welt mit Etaa teilen und durchlief die Veränderung und wurde auf eine Weise verändert, die mir nie in den Sinn gekommen war.

Anfangs zeigten sich Widerstände gegen die Veränderungen, wie es immer bei Veränderungen der Fall ist. Der physische Verfall meiner Gestalt hatte sich verlangsamt, während meine Körperchemie nach und nach ein Verständnis der neuen Umgebung erlangte. Immer länger blieb ich draußen in den bitteren Tagen des fremden Frühlings. Meine physische Veränderung wurde auch durch Etaas Anwesenheit verlangsamt, ich fuhr unwillkürlich damit fort, die Gestalt meines engsten Gefährten nachzuahmen – meines einzigen Gefährten während öder, endloser Wochen bis zur Rückkehr von Iyohangziplepi mit Vorräten und damit der Abwechslung, wieder einmal ein gesprochenes Wort zu hören und ein freundliches Gesicht zu sehen. Und die allmählich qualvoller werdenden Berichte über die ungelösten Probleme von Tramaine zu vernehmen. Die Liberalen hatten die Kotaaner aufgerüttelt, und jetzt schien es nichts mehr zu geben, was sie aufhalten konnte. Und solange diese unsicheren Zustände andauerten, sollte der Sohn des Königs vor ihnen geschützt werden.

Manchmal machte ich mir Sorgen darüber, daß Etaa in ihrer endlosen Einsamkeit zusammenbrechen könnte, denn sie konnte nur selten in die weitere Umgebung der toten Stadt entinnen, so wie ich es tat. Indessen stammte sie aus einem Volk, das an lange, vergrabene Winter gewöhnt war, und wenn sie manchmal das Feuer unter dem Fenster unnötig schürte oder zu lange schlief oder im Schlaf weinte, so versuchte ich, sie in Ruhe zu lassen. Jeder bewältigt seine Probleme auf eine

eigene Weise, und sie hätte sowieso nicht auf mich gehört. Aber ich beobachtete sie und ihr Kind, wie ich bei Tag die Gleiter beobachtete, wenn sie über dem Labyrinth schwebten, und wieder spürte ich eine unerklärliche Bewegung in meiner Seele.

Ihre Gedanken waren in den ewigen Mantel ihres Schweigens gehüllt, und nur ihr Baby Alfilere konnte sie aus sich herausbringen. Stundenlang saß sie da und schaukelte ihn, während Regen auf das Dach trommelte und das silberne Glöckchen an einem ihrer Ohren leise klingelte. Aus allen möglichen Resten machte sie Spielsachen für ihn und lächelte, wenn er sie an den Haaren zog. Sie kitzelte ihn, während er nackt auf ihrem Umhang am Feuer spielte, bis ihr Lachen den kahlen Raum mit Licht anfüllte. Sie machte das Beste aus ihrer neuen Gefangenschaft, und deswegen hielt ihr Sohn die Welt für einen erfreulichen Ort.

Manchmal aber, wenn sie ihn stillte, wanderte ihr Blick aus der Gegenwart; dann füllte Wehmut ihre Augen wie Tränen, um in ein tieferes Wissen überzugehen, ganz fremdartig und ganz menschlich. Manchmal auch betrachtete sie das Antlitz ihres Kindes, als fände sich ein anderes darin, und dann bedeckte sie es mit verzehrenden Küssen. Sie nannte ihn bei einem kotoanischen Namen „Hywel“ und nicht „Alfilere“, und ich vermutete, sie wußte, daß es das Kind ihres Mannes war und nicht das des Königs – dieses Kind der Hoffnung und des Leids. Dieses Kind, das die Mitte ihrer Welt war – dem Etaa, die die „Gesegnete“ genannt wurde, niemals jenen einzigartigen und wunderbaren Segen mitgeben konnte, den sie besaß: die Gabe zu sprechen. Weil sie niemals wissen würde, daß sie sie besaß.

Ihr Alfilere war ein kluges, sanftes Baby, das mehr lachte als weinte und nur dann weinte, wenn es einen Grund dazu hatte. Tagtäglich nahm es mehr von seiner Welt, und bald teilte ich

Etaas Faszination über jeden Fortschritt. Als er jedoch zum ersten Mal seine Stimme fand und stundenlang vor sich hin quietschte und brabbelte, betrachtete sie ihn nur bestürzt. Ihr Volk glaubte, das Hören sei eine Manifestation von Gedanken einer fremden Seele, und ich wußte, dies war ihr erstes Kind. Obwohl sie in die Hände klatschte, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, brachte sie für ihn nie einen anderen Laut hervor als ihr Lachen, sie bewegte nur immer wieder ihre Hände, wenn er zusah, und wiederholte die Zeichen für einfache Wörter. Gewöhnlich haschte er nur nach ihren Fingern und versuchte, sie sich in den Mund zu stecken.

Und während ich diese Frau beobachtete, die so stark und fruchtbar war und ihre volle Seh- und Hörkraft besaß, die all das darstellte, was einen Menschen ausmachte – oder was ein Mensch sein sollte –, begriff ich plötzlich, was es bedeutete, niemals Erfüllung zu finden, weil selbst der Klang eines Wortes verloren war... die *Empfindung*... Ganz verzweifelt begann ich zu rezitieren: „Ich bin das Auge, das meinen Blick trifft. Ich bin das Glied...“

Etaa schreckte auf und starrte mich an; ich hatte nie zuvor in ihrem Beisein gesprochen. Überraschung und Bestürzung kämpften in ihrem Gesicht; zuerst blickte sie auf ihren Sohn, dessen fröhliches Geplapper genausoviel Sinn machte wie meins, dann sah sie quer durch den Raum wieder zu mir. Impulsiv wiederholte ich den Vers, und sie runzelte die Stirn. Sie nahm ihr Baby auf und zog in die entfernteste Ecke und verkroch sich in ihrer zeltartigen Jacke auf der alten Matratze... sie griff sich an die Kehle. Sie hustete.

Nicht lange danach ertappte ich sie, wie sie Laute, die ihr Baby von sich gab, nachahmte. Innerhalb einer Woche etwa hatte sie gelernt, ihm etwas vorzusummen. Zuerst fühlte ich mich schuldig an dem, was ich angerichtet hatte, doch allmählich redete ich mir ein, daß es keine Folgen haben

würde. Dazu kam, daß ich mir auch gar nicht mehr so sicher war, überhaupt etwas falsch gemacht zu haben.

Und dann kam der Tag, an dem sich die Wolken teilten. Als ich dankbar für das sich langsam erwärmende Wetter am Rande des Labyrinthes herumstreifte, brach über mir ein plötzlicher Glanz hervor, und über das ganze zerklüftete Land fiel ein Schauer von goldenem Sonnenschein. Einen Augenblick lang stand ich da und starrte auf diese unbegreifliche Pracht, bis ich aufblickend das rote „Auge“ und das streifig-grüne Antlitz von Cyclops auf mich niederspähen sah, ein Stück des aufgefetzten Himmels mit einer solchen Helligkeit erfüllend, daß es beinahe schwarz zu sein schien. Ich hatte meine Stützen abgelegt, um zur Abwechslung einmal die Beine frei zu haben – laufen war für mich einigermaßen beschwerlich und fast lächerlich geworden –, aber ich rannte in unsere Unterkunft zurück und duckte mich in den offenen Eingang. „Etaa, komm und schau!“

Sie schwang Alfilere, durch den Raum tanzend, herum und hielt mitten in ihrem Wirbel ein, sie blinzelte, ihr Lächeln verging. Ich merkte, daß ich laut gerufen hatte, und wiederholte in der Zeichensprache: *Man kann den Himmel sehen!*

Sie folgte mir nach draußen, setzte Alfilere zum Spielen in das federnde Moos und blieb neben mir stehen, überwältigt durch das sonnenscheckige, goldene Land und den Himmel. Ich hatte fast vergessen, wie majestätisch Cyclops erschien, mit der Sonne zur Krone und nur ein wenig kleiner von diesem äußeren Mond aus. Ich dachte wieder daran, daß der Himmel, den die Menschen für so selbstverständlich hielten, der schönste war, den ich je gesehen hatte. *Schau, Etaa, kannst du den dunklen Fleck vor dem Antlitz von Cyclops sehen? Das ist deine Erde.*

Sie wurde rot, als hätte ich sie beleidigt. Da erst fiel mir ein, daß sie keine Ahnung davon hatte, wo wir uns befanden, und in meiner blinden Unerfahrenheit wußte ich nicht, was das wirklich bedeutete. *Wir sind nach Laa Merth gekommen, dem Mond, den man von der Erde aus sehen kann, im Wagen des Königs; die Götter können ihn zwischen den Welten reisen lassen. Jetzt kannst du an seiner Stelle die Erde am Himmel sehen. Diese beiden Welten sind Monde von...*

Böse schloß sie die Augen und wies mich zurück. *Die Mutter ist die Mitte aller Dinge. Dies ist die Erde!* Sie kreuzte die Arme und wandte sich nach dem Rand des Abhanges, eine kleine, sture Gestalt, vom Wind zerzaust. Sie war immer noch die Priesterin der Mutter, und plötzlich begriff ich, daß sie einen ebenso festen Glauben hatte wie irgendein Tramainer und daß ihre chthonische Gottheit genauso greifbar und wirklich war. Wie durch ihren Willen gezwungen, schlossen die Wolken über dem letzten, schimmernden Himmelsstück, und Regen klatschte nieder, narbte den rostbraunen Staub mit blütengroßen Flecken.

Als es zu regnen anfang, verließ Etaa den Felsenrand und suchte mit den Augen nach ihrem Kind – und schrie. Ich wirbelte herum und sah, ihrem Blick folgend, die Schattenform eines Gleiters auf den kleinen Alfilere herabstoßen wie der dunkle Tod. Sie rannte hin, verzweifelt die Arme schwingend. Ich zog meine Waffe und feuerte, ohne zu wissen, wo ein Gleiter verwundbar war, doch ich hoffte, daß der Schreck ihn von seinem Stoß ablenken würde. Gleichzeitig rannte auch ich los und sah, wie der unglaubliche, lederartige Balg des Gleiters durch den Schock anschwell. Ich schrie: „Hierher, verdammtes Biest!“ Ich hörte einen durchdringenden Zorneschrei, und über mir verdunkelte sich der Himmel, als der Gleiter abwich,

um auf mich niederzustoßen. Warzige, gesprenkelte Haut rammte mich, und ich stolperte unter der Wucht der unförmigen Masse. Ich hörte noch meinen eigenen Aufschrei und das klagende Jammern des Gleiters, als ein zangenartiger Schnabel sich um meinen Arm schloß, sich eingrub und meinen Körper wie eine Peitsche in die Luft schnappte. Der Gleiter zitterte unter meinem Gewicht, und angsterfüllt sah ich mich schon zerschmettert am Boden liegen... doch dann war plötzlich mein Arm wieder frei, es wurde heller – und ich fiel auf die Erde herunter. Der Gleiter schwebte davon, immer noch jammernd.

Ich lag auf einem segensreichen Moosflecken, starrte in den Regen und hatte das Gefühl, als wäre ein Pfahl durch mich hindurchgetrieben worden, mich an den Boden heftend. Mein zerrissener Arm pochte mit jedem Herzschlag, ich nahm ihn, seltsam leicht, hoch, um festzustellen, daß das Ende weg war – durchgebissen. Irgendwie unbeteiligt sah ich mir den blutigen Stumpf an, wo meine Hand gewesen war, und ließ ihn dann wieder an die Seite zurückfallen.

Er fiel aber nicht, denn Etaa hatte ihn in ihren Händen aufgefangen, sie stöhnte vor Grauen, während Alfilere an mein Bein gelehnt furchtsam klagte.

„Alles in Ordnung, alles...“ sagte ich benommen und wunderte mich, warum sie mich nicht zu verstehen schien. Ich brachte es fertig, mich aufzusetzen, schüttelte sie ab und stand auf – um dann endlich festzustellen, daß ich nicht mehr wußte, was ich tat. Ich fiel wieder fluchend auf die Knie, verwünschte, klebrige Silikon-Dioxyd-Tränen weinend. Doch starke Arme zogen mich wieder empor, und mit Alfilere auf dem einen und mir an ihrem anderen Arm brachte Etaa ihre zwei weinenden Kinder aus dem Regen nach Hause.

Ich brach auf meinem Lager zusammen, ich wollte nur in Frieden liegen bleiben und schlafen, Etaa aber plagte mich mit

ihrer aufgeregten Sorge. *Ich bin heilkundig, laß mich dir helfen, oder du wirst sterben! Das Blut...*

Und ich entdeckte, daß es mit einer fehlenden Hand keine Möglichkeit zum Erklären gab. Ich runzelte die Stirn und schob sie weg, dann hielt ich schließlich meinen verwundeten Arm hoch und schüttelte ihn vor ihr; die Wunde hatte sich sofort geschlossen, kein Blut trat mehr hervor, nichts mußte getan werden. Mit einem Laut des Unglaubens fuhr sie zurück, mich mit Fragen in den Augen ansehend, die ich nicht beantworten konnte. Dann streichelte sie mit den Fingerspitzen sanft meine Wange, und in ihrer Berührung lag kein Ekel. Endlich ließ ich sie mich in warme Decken begraben, das Feuer hochschüren, und dann glitt ich immer tiefer in die Dunkelheit durch Schichten quälender Träume.

Ich schlief zwei Tage lang, und als ich aufwachte, war mein Kopf klar, ich war wieder ganz bei mir und nahe am Verhungern. Als hätte sie es gewußt, versorgte Etaa mich reichlich mit heißer Suppe, die ich beinahe verschlungen hätte, obwohl sie wahrscheinlich Gift für mich gewesen wäre. Unglücklich wies ich sie zurück, wiederum zu keiner Erklärung fähig. Verletzt und schuldbewußt senkte Etaa den Blick, als hätte ich sie selbst zurückgewiesen. Ich berührte ihr Gesicht in einer tröstlichen Geste, die ich bei den Menschen gesehen hatte, und machte mit einer Hand Zeichen, *Kann nicht... kann nicht. Für mich... Dosen...* Ich zeigte auf meine eigenen Lebensmittelvorräte, die neben denen für Menschen an der Tür auf staubigen Regalen gestapelt standen. Sie hob den Kopf, als hätte sie es wissen müssen, und sie ging. Ich sah nach meiner Wunde und bemerkte Anzeichen dafür, daß das Gewebe schon anfang, sich zu regenerieren. Das allerdings brachte mich auf ein weit größeres Problem: Ich hatte nach und nach meine sämtlichen Gliedmaßen absorbiert; wie konnte ich

jetzt irgend etwas mitteilen, wo ich das Bedürfnis und einen Grund dazu hatte?

Etaa kam mit einem Armvoll Dosen zurück, die sie neben mein Lager stellte. Kniend hielt sie mir dann Block und Stift hin, die ich draußen für meine Zeichnungen benutzt hatte. Ich ergriff beides, und strahlend über ihre Eingebung signalisierte sie: *Schreib für mich.*

Mir war zu Ohren gekommen, daß der König ihr beigebracht hatte, die archaischen „heiligen Bücher“ zu lesen, ich hatte es aber nicht geglaubt. Unbeholfen schrieb ich: „Kannst du das lesen: ‚Ich heiße Etaa...‘“ Ich gab ihr den Block zurück.

Sie lächelte und signalisierte: *Ich heiße...* Sie blickte verwirrt auf. Wir benutzten ein willkürliches Zeichen/Symbol-System, das auf dem menschlichen Alphabet beruhte, um die menschliche Zeichensprache aufzuzeichnen, und sie hatte noch nie ihren Namen geschrieben gesehen. Ich deutete auf sie, und sie lächelte wieder. *Ich heiße...* Die mittleren Finger krümmten und streckten sich auf ihrer linken Hand, die Rechte hielt sie mit der Handfläche nach unten, der Erde entgegen. *Etaa. Ich bin Priesterin, ich kann es lesen.*

Erleichtert lächelte ich ebenfalls und zeigte ihr, wie man die Dosen öffnete.

Nachdem ich gegessen hatte, brachte sie den schläfrigen Alfilere zu mir und setzte ihn mir vorsichtig auf den Schoß. Ich wiegte ihn in der Beuge meines verwundeten Arms, er kuschelte sich glücklich hinein und versuchte, an meiner Jacke zu saugen. Etaa lachte, und ein Gefühl, fremd und unendlich vertraut zugleich, überkam mich wie der Frühling, machte mich atemlos... und zufrieden.

Ich danke dir für die Errettung meines Kindes. Etaas dunkle Augen sahen direkt in meine, ohne Widerwillen. *Ich hatte Angst vor dir, vorher, wegen deiner Andersartigkeit. Ich*

glaube, es gab keinen Grund zur Furcht. Du bist sehr... sehr gut gewesen.

Wieder senkte sie schuldbewußt den Blick. Ich dachte an den König.

Beschämt durch meine eigenen, verborgenen Vorurteile, schrieb ich mühsam: „Das warst du auch, obwohl du ein Recht dazu hattest, dich zu fürchten und mich zu hassen. Etaa, meine Fremdartigkeit wird mit der Zeit zunehmen. Glaube mir aber, daß dir deshalb niemals Schaden zugefügt wird.“

Sie nickte. *Ich glaube es... Kannst du die Mahlzeiten, die ich zubereite, nicht essen? Sie sind besser als das...* Mit einer leicht geringschätzigen Handbewegung wies sie auf die leeren Dosen. Ich fragte mich, ob sie ihr so widerwärtig vorkamen wie mir die grobe, menschliche Nahrung.

Ich zögerte, bevor ich die Antwort niederschrieb. „Ich kann kein Fleisch essen.“ Ich fügte nicht hinzu, daß ich überhaupt nichts essen konnte, das nicht wie mein eigener Körper auf Silikonbasis aufgebaut war.

Die Götter tun manche seltsamen Dinge, nicht nur, daß sie ihre Gestalt verändern. Meron war klüger, als er wußte; für sein Volk seid ihr wirklich falsche Götter.

Sie betrachtete mich kühl, fast selbstgefällig in ihrer Überzeugung. Ich erinnerte mich von ihrer Begegnung mit einem anderen Gott gehört zu haben, damals, in den öden Fluren des königlichen Palastes.

Anscheinend war sie durch meine Verblüffung befriedigt. Ich schrieb: „Wie hast du das erfahren?“

Der König weiß es. Einmal hat er einen Gott in seiner nichtmenschlichen Gestalt gesehen. Er weiß, daß ihr nicht diejenigen seid, die seinem Volk versprochen waren.

Ich runzelte vor Überraschung die Stirn. Deshalb also verachtete der König die Götter, er hatte die Wahrheit entdeckt. Auf einmal bekamen sein unterdrückter Zorn und

sein schlecht verborgener Haß auf die Kirche einen Sinn, und ich begriff, daß an dem Mann wohl mehr gewesen war als königliche Arroganz und verzehrender Ehrgeiz. Jetzt aber war das kaum von Bedeutung. „Wer, glaubt der König, sind wir dann?“

Er weiß es nicht... und ich auch nicht. Wir kennen nur eure Macht über uns und unser Volk. Sie betrachtete mich und ihr dunkelhaariges Kind, das glücklich auf meinem Schoß eingeschlafen war. *Wer seid ihr... was seid ihr? Warum mischt ihr euch in unser Dasein ein?*

„Weil wir Angst vor euch haben, Etaa.“

Sie hob die Augenbrauen, als sie die Antwort las, und hob die Hände zu weiteren Fragen, ich aber schüttelte den Kopf.

Sie zögerte, ein resigniertes Lächeln auf dem Gesicht. *Warum trägst du keine goldenen Gewänder wie die anderen Götter?*

Ich lachte und schrieb: „Ich bin noch ein junger Gott, wir besitzen nicht alle Privilegien.“ Nebenbei, es war für einen Biologen in goldenen Gewändern unmöglich, gültige Beobachtungen von Xenogruppen durchzuführen.

Wieder lächelte sie, das heimliche Lächeln einer Frau, die selbst die Inkarnation einer Göttin war. *Wie soll ich dich nennen?* „Nenne mich Tarn.“ Ich gab ihr das Namenszeichen, das ich bei den Menschen hatte, denn Wicowoyake wäre zu schwierig gewesen. Ich merkte, daß ich gähnte, ein Zug, den ich ebenfalls von den Menschen übernommen hatte, und widerstrebend gab ich den schlafenden Alfilere her und meinem eigenen Schlafbedürfnis nach. Als seine Mutter ihn aufhob, klammerte er sich mit seinen starken, winzigen Händen an mich, und ich spürte ein Aufwallen von Freude darüber, wie er an mir hing. Wieder schlief ich und hatte neue Träume – Träume von Veränderung.

Ich weiß nicht mehr genau, wann ich mich dazu entschloß, Etaa das Sprechen beizubringen. Dieser Wunsch kam auf einer

Welle von Erschöpfung daher, weil es immer mühseliger wurde, Wort für Wort einer jeden Antwort aufzuschreiben. Meine Hand regenerierte sich, doch die Veränderung kam schneller, und die andere Hand wurde zu steif und knorrig, um Zeichen mit ihr zu machen oder einen Stift zu halten. Etaa sprechen zu lehren hieß, die Regeln in einer Weise zu verletzen, wie ich es vorher nicht einmal in Gedanken getan hatte. Es bedeutete, in das Gefüge der Menschen einzugreifen und einen wichtigen, kulturellen Antrieb zu liefern. Doch was, so dachte ich, sollte ich überhaupt mit ihr hier, und was machten die Liberalen, die weit zurück in Tramaine Krieg führten? Auch ich würde mich des Liberalismus schuldig machen, aber ich mußte mich mitteilen können – und daher redete ich mir ein, daß, selbst wenn sie sprechen lernen würde, dies bei einem zu meist tauben Volk keine Folgen hätte.

Und während der letzte stürmische Schauer der Regenzeit auf das hilflose Land niederbrauste und auf das Dach prasselte, erklärte ich Etaa, wie es kam, daß sie von dem Regen auf dem Dach *wußte*, die anderen Menschen aber nicht. Ich machte sie auf die Geräusche aufmerksam, die ihr Kind machte, die ich machte – und auf die, die sie selber neuerdings hervorbrachte. Ich zeigte ihr die Muster, die man daraus weben konnte, wie ihre Hände Muster in die Luft webten. Ich sang ihr ein Lied vor, das ich von einem Tonband aus der Zeit vor der Seuche kannte, und zweimal bat sie mich, es zu wiederholen, und ihr ganzer Körper war vor Aufregung angespannt – und, beinahe, vor Furcht. Beim dritten Mal begann sie mitzusummen, tonlos zuerst, während Alfilere auf ihrem Schoß saß, an einem Stück Plastik kaute und sein eigenes, entzücktes Babylied dazu sang. Doch plötzlich brach sie ab, nervös von einer Seite zur anderen blickend. Wieder schlug sie den Mantel aus Schweigen um sich und signalisierte: *Das ist nicht richtig! Die Mutter sagt uns, daß wir die innerste Seele aller Dinge fühlen – hören!*

Diese „Stimme“ kommt nicht aus der Seele, sie ist nicht wirklich... vielleicht waren wir nicht dazu bestimmt, sie zu gebrauchen, sonst würden wir doch wissen... Ihr Ohrring klingelte und schwang in ihrem Verlangen und ihrer Unsicherheit.

„Etaa“, kitzelte ich geduldig, „einst hatte dein Volk diese Kenntnis, alle Menschen hatten sie. Aber nach der Großen Seuche haben sie vergessen, wie man seine Stimme gebraucht, weil niemand sie hören konnte. Du hast gesehen, wie die Edlen von Tramaine ihre Lippen bewegen und sich gegenseitig verstehen – auch sie haben ihre Stimme vergessen, aber sie erinnern sich daran, wie man den Mund benutzt, um Zeichen zu machen. Einem jeden Menschen war eine Stimme gegeben, damit er anderen seine Gefühle mitteilen konnte. Denk darüber nach, wieviel mehr du über andere Wesen weißt, weil du ihre Stimme vernehmen kannst – ihre Seelen spüren kannst. Stell dir vor, wieviel mehr du auch über Menschen wüßtest, wenn sie den vollen Gebrauch ihrer Stimme kennen würden.“

Lange starrte sie auf die Botschaft, dann machte sie eine Reihe von kotaanischen Zeichen; ich verstand, daß sie betete. Sie nahm eine Handvoll Staub vom Boden auf und ließ ihn durch ihre Finger gleiten. Endlich atmete sie tief ein, und ich las es in ihren Augen, bevor mir ihre Hände sagten: *Ich will es lernen.*

Nachdem sie einmal ihre Entscheidung getroffen hatte, war sie nicht mehr still. Sie übte alle Laute vor mir oder vor Alfilere oder vor den Gleitern auf dem warmen Sommerwind, wenn sonst niemand zuhörte. Zu meiner Erleichterung lernte sie sofort, einen Laut vom anderen zu unterscheiden, und ich legte meinen Schreibblock zur Seite, als ich sie die Phoneme der präepidemischen Sprache gelehrt hatte. Diese selbst hervorzubringen war schon schwieriger, und zu Beginn bestanden ihre Antworten aus dem ernstesten Singsang

undeutlicher und überraschender Nachahmungen, die sie durch Handübersetzungen begleitete. Langsam jedoch schärfte sich ihr Instinkt für das Formen der Laute, sie lachte und staunte über die unendlichen Überraschungen, die in ihrer Kehle verborgen waren. Und ich lachte mit ihr, als hätten wir zusammen über Dummheit und Furchtsamkeit triumphiert und den Anfang unserer heimlichen Einheit gefunden.

Wir verbrachten jetzt auch immer mehr Zeit in gemeinsamer Unterhaltung. Sie erzählte mir von ihrem Volk und ihrem Leben als Priesterin und von dem Mann, den sie liebte, der ihre andere Hälfte war und sie erst zu einem Ganzen machte. Und daß sie ihn verloren hatte... aber auch nicht mehr. Während sie sprach, hielt sie Alfilere fest in den Armen, das lebendige Symbol ihrer verlorenen Freude. Das rührte mich in einer Weise, die ich nicht erklären konnte und die für sie auch keinen Sinn ergeben hätte; und irgendwie begann ich, die wahre Natur der Heterosexualität zu verstehen und die Art von Liebe und Verlangen zu spüren, die sie ermöglichte – die Bande, die diese schreckliche Wunde der Dichotomie überwinden konnten.

Damals hätte ich ihr fast erzählt, daß ich ihren Mann gesehen hatte und wußte, er war noch am Leben. Sie hatte mich oft nach Neuigkeiten über den König und den Schmied gefragt, der ihr Volk gegen Tramaine führte. Wenn sie nach dem Schmied fragte, bebte sie vor Trauer und vor Sehnsucht nach der Vergangenheit. Doch ich glaubte, sie konnte nicht wissen, daß der Schmied und ihr Mann ein und dieselbe Person waren; daß die Liberalen ihn zerschmettert am Boden der Schlucht gefunden und sein Leben gerettet hatten und daß sie seine Liebe und Empörung benutzt hatten, um ihn zu ihrem Werkzeug des Umschwungs zu machen. Nun kämpfte er um sie wie ein Held der Legende der Kootaner – und es war gut möglich, daß er am Ende doch noch für sie starb. Und daher

erzählte ich ihr zwar, was ich über den Schmied und den König gehört hatte, verschwieg ihr aber, was ich sonst wußte, um ihr weitere Qualen zu ersparen.

Etaa zeigte ihrerseits Neugier über meine Natur, nachdem wir freier miteinander umgehen konnten. Wer war ich? Was war ich? Warum waren wir hier bei den Menschen? Meine Ausbildung verbot mir, darauf zu antworten, ich tat es aber trotzdem. Von allem abgeschnitten, in einer Gestalt, die selbst mir ungewohnt wurde, war diese abgetrennte Welt, die ich mit Etaa und ihrem Sohn teilte, unversehens wichtiger geworden als meine eigene – und gewissermaßen auch wirklicher. Wenn ich weniger impulsiv gewesen wäre oder mehr Erfahrung gehabt hätte, wäre ich sicher nicht in das alles verwickelt worden, doch dann wäre diese Galaxis heute ganz und gar anders.

Aber Etaa war zu mir offen gewesen, und so öffnete ich mich auch ihr. Ich erzählte ihr von meiner „Heimat“, weit weg zwischen den Sternen, weiter, als sie es sich je vorstellen konnte – so weit weg, daß ich selbst sie nie gesehen hatte; wie ich im All geboren und meinen Eltern in den Kolonialdienst gefolgt war. Ich versuchte, ihr die Vielzahl der Welten zu erklären und die unbegrenzte Verschiedenartigkeit der Formen, die man dort finden konnte, alles erleuchtet durch das einigende Feuer des Lebens. Wieviel sie von alldem glaubte, werde ich nie erfahren, aber ihre Augen glänzten im Lichte fremder Sonnen, und sie bestürmte mich weiterzuerzählen.

Ich hatte nie vor, ihr die volle Wahrheit über unsere Absichten auf ihrer Welt zu sagen, fand aber, daß sie ein Recht darauf hatte, etwas darüber zu erfahren, warum man sie ins Exil entführt hatte. Deswegen erzählte ich ihr, daß wir gekommen waren, um den Menschen auf der Erde das Dasein angenehm zu machen – damit sie keine Lust mehr dazu verspürten, sie je zu verlassen und in unsere Sternenwelt

einzudringen. Wir hatten den Tramainern zu einem besseren Leben verholfen, und wenn uns die Kotaaner jemals „brauchen“ sollten, würden wir auch ihnen helfen. Ich erzählte ihr von der Partei des Sternvolkes, die bei ihren Leuten Aufruhr verbreiten wollte (und damit auch Fortschritt, aber das sagte ich nicht): wie sie die Kotaaner dazu angestachelt hatte, einen leidvollen, bösen Krieg zu führen, der von ihnen nur verloren werden konnte, und wie sie damit unendliches Unglück und Elend angerichtet hatte, während der Rest von uns nur Frieden auf ihre Erde bringen wollte. Jedoch hatte der König von Tramaine den Krieg dadurch begonnen, daß er sie raubte, und wir hatten sie vor ihm gerettet, um dabei zu helfen, die feindseligen Gefühle aufzuhalten (aber hauptsächlich, um den König davon abzubringen, einen Thronerben aufzuziehen, der uns feindlich gesinnt war – aber das sagte ich auch nicht). Wenn der zornige König die Schlacht mit den Kotaanern gewänne, aber den Krieg um den Fortschritt verlöre, dann würden die Liberalen einen Rückschlag in ihrer Politik erleiden, der nur schwer zu überwinden wäre.

Etaa lauschte, doch als ich geendet hatte, bemerkte ich ihre dunklen Augen fest auf mich gerichtet, blitzend und hart wie schwarze Diamanten im Feuerschein. Sie sagte: „Wenn du mich geraubt hast, um mich vor dem König zu retten, warum willst du mich dann nicht zu meinem Volk gehen lassen? Du sagst, damit würde der Krieg aufhören...“

Ich zögerte. „Weil der Krieg jetzt nicht aufhören würde, Etaa, zu viele andere Dinge sind darin verwickelt. Wenn der Krieg vorbei ist, kannst du nach Hause gehen; jetzt ist es nicht sicher für dich, wo der König immer noch nach dir suchen könnte.“ Und die Liberalen auch, und die würden sie finden.

Sie ließ das silberne Glöckchen leise unter ihren Fingern klingeln, die immer noch zuckten, wie um zu antworten. „Ich *weiß*, warum der Krieg nicht endet. Du sagst, das Sternvolk

will Frieden und ein angenehmes Leben für uns, und nur wenige wünschen uns Ungemach. Dann sag mir doch, warum die „Götter“ die Neaaner dazu drängen, mein Volk zu brandschatzen und zu verfolgen! Mein Volk besteht nicht aus Narren, die man irreführen kann, es kämpft, weil es einen guten Grund dazu hat, und der Grund seid ihr! Die Neaaner waren unsere Freunde, bis ihr zu ihnen gekommen seid, und jetzt spucken sie auf uns. Du bietest uns eure Hilfe an, ‚Gott, verschone uns!‘ Wir haben genug davon.“ Sie nahm Alfilere auf, der friedlich damit beschäftigt war, eine Puppe aus Stoffetzen in meine leeren Stiefel zu stopfen; sie stand da und durchbohrte mich mit einem Blick, bevor sie sich ihrer Ecke mit der Strohmatte zuwandte.

„Du hast sehr gut zu sprechen gelernt, Etaa“, sagte ich schwach. Sie schaute aus dem Schatten zu mir herüber, und Enttäuschung machte ihre Worte weicher. „Besser als du, Tarn.“

Ich zog mich in meine eigene, abgedunkelte Ecke zurück und lauschte, wie Alfilere sich selbst in den Schlaf wiegte und wie seine Mutter seufzte. Und ich dachte über die Belastung nach, die auf einer Kultur liegt, wenn neue Ideen zu schnell auftauchen, und über die Notwendigkeit eines Ventils, um den Druck zu lindern – einer Katharsis... die Menschen hatten in ihrer Vergangenheit ziemlich viele Ventile nötig gehabt, und die Tramainer brauchten jetzt eines, und wir gaben es ihnen. Wir ließen sie die Kotaaner umbringen. Das war ein bössartiger Ausweg, aber sie waren bössartige Kreaturen... Doch rechtfertigte das alles? Nicht nach unserer Philosophie der Einheit, nicht nach unseren Maßstäben. Und wir hielten diese Maßstäbe aufrecht; zumindest glaubte ich das. Alles Leben ist unser Leben, und deswegen zerstören wir aus Mutwillen keine Spezies, ganz gleich, wie widerwärtig oder bedrohlich sie für uns ist. Ja, wir greifen wohl ein, um uns zu schützen, aber wie

weit darf das gehen? Wie war es mit den Kharks, der Massenvernichtung so vieler für den „Komfort“ der Menschen? Die Kharks waren die höchstentwickelte Art, die auf dem Planeten heimisch war; war es richtig, sie so weit unterhalb der menschlichen Eindringlinge einzuordnen? Hatte die menschliche Lust am Zerstören auch uns angesteckt – oder war diese politische Blindheit philosophischen Idealen gegenüber allgegenwärtig?

Ich war noch nicht überall gewesen – ich war kaum irgendwo gewesen, und ich hatte nie in Frage gestellt, was man mich gelehrt hatte; ich hatte nie einen Grund dazu. Die liberale Partei argumentierte für mehr Xeno-Selbstbestimmung, und ich sah das nicht ein, weil es im Zusammenhang mit Menschen Selbstmord bedeutete. Die Liberalen pfuschten mit der Gesellschaft der Menschen herum, um unseren festgefahrenen Status quo zu stürzen und den Bezirksrat zu zwingen, einen „besseren“ anzunehmen. Und das brachte Blutvergießen und Chaos über die Menschen. Die Liberalen stießen mich ab – aber waren wir denn ehrlicher und nur größere Heuchler? Auf einmal gab es keine Antworten mehr; es gab nur noch Menschen, die für ihre „Götter“ litten und starben, und das Wort „Im Namen der Religion werden mehr Greuelthaten vollbracht als aus irgendeinem anderen Grund“. Ein Zitat der Menschen. Endlich schlief ich ein, zerrissen vor Erschöpfung und Unentschiedenheit, und ich träumte, wie ich auf das Reich der Menschen stieß, das gekommen war, um seine verlorene Kolonie zurückzuverlangen: eine Kolonie von Tauben und Blinden, die im Zustand unwissender Stagnation lebten. Und die Kanonen ihrer Kriegsschiffe auf mich gerichtet, sagten die Menschen: „Was habt ihr mit unseren Kindern gemacht... unseren Kindern... unseren Kindern...?“

Während Etaa die größte Veränderung ihres Lebens durchmachte, beschleunigten sich die evolutionären Wandlungen, denen sich mein Körper unterzog, als hätten meine Instinkte endlich Übereinstimmung mit dem Rhythmus dieser neuen Welt und mein Körper die geeignetste Form gefunden. Etaa sagte zuerst nichts zu dieser Veränderung; sie war zu unsicher, um Fragen zu stellen. Doch schließlich kam sie eines Abends und stand neben mir, als ich, inzwischen viel ungeschickter als er, mit Alfilere spielte und ihn zu ausgelassenem Lachen brachte. Sie fragte mit Lippen und Händen: „Mußt du dich ändern?“

Ich nickte so gut ich konnte. „Es ist meine Pflicht.“

„Warum?“

„Warum ich mich verändern muß? Weil es so vorgesehen war, zum Schutz für uns beide in einer unbekannten Welt. Es hilft mir zu erkennen, was ich zu erwarten habe.“ Das Geisterbild eines Gleiters blitzte hinter meinen Augenlidern auf; ich hatte registriert, daß diese Welt zu unbekannt war und mich die Adaption zu lange in einem verletzbaren Zwischenstadium gelassen hatte. „Warum ich mich verändere?“ Ich öffnete die Augen. „Weil sich jedes Lebewesen ändert, wenn sich seine Umwelt ändert, das nennt man Evolution. Mein Volk jedoch hat die Fähigkeit, sich ganz besonders schnell zu verändern. Wozu die meisten Kreaturen viele Lebenszeiten brauchen, benötigen wir instinktiv nur Monate – etwa so, wie manche Insekten im Nu die Farbe ändern, um sich einer Blume anzupassen. Wir haben gelernt, die Veränderungen zu kontrollieren, wenn wir wollen, doch wenn wir das System verstehen wollen, das hinter einer Form steht, muß die Natur einen eigenen Weg gehen.“

„Ihren Weg“, sagte Etaa milde. „Wirst... wirst du weiter mit mir sprechen, nachdem du dich verändert hast?“

Ich lächelte, Alfilere kicherte und blinzelte mit großen, braunen Augen zur mir auf. „Ich glaube. Ich brauche jetzt meine Stimme.“

Ihr Lächeln brach strahlend hervor, ihre gesprochenen Worte brachen in Gesten ab. *Ich wünschte, ich könnte mich wie du verwandeln! Mutter, laß mich mein Sein ändern und neu anfangen; laß mich meine Erinnerungen verlieren, und... und meine Sünden.* Sie rieb sich mit der Hand quer über den Mund wie ein Kind, den bitteren Jammer zurückdrängend.

„Etaa...“ Alfilere haltend, richtete ich mich auf. „Wie auch immer du dich verwandeln würdest, dein Geist und deine Seele wären immer noch dieselben – mit allen Bindungen, die dich halten. Und wie auch immer du dich verwandeln magst, du könntest nichts Besseres wählen als das, was du bist.“ Ich dachte daran, wie ich mich auf meine Veränderung gefreut hatte, an meine Hoffnung und meine Erwartung, und sagte: „Wenn du die Wahrheit wissen willst – ich wünschte, ich müßte mich nicht verwandeln. Ich... ich würde lieber als Mensch bei dir bleiben.“ Ich lachte. „Ich hätte nie geglaubt, das zu hören – es ist aber wahr; es ist wahr.“

Sie nahm mir Alfilere ab und öffnete ihren Anzug, als er hungrig an ihr herumsuchte. Sie streichelte über seinen Lockenkopf und lächelte mich wieder an, und in ihren Augen lag ein so starkes Gefühl, daß ich es kaum ertragen konnte. „Danke“, sagte sie, sehr klar – und ich wußte, daß ich belohnt war.

Durch die Verwandlung wurden meine menschlichen Gliedmaßen absorbiert und umgestaltet, und schließlich hockte ich gedrungen auf dem Boden. Meine Haut fleckte sich rostbraun und grau, aufblasbare Luftsäcke ließen meinen lederartigen Balg in geheimnisvollen Falten herabhängen: Ich

wurde zu einem Gleiter, einem Wesen der Luft, durch die eigene Unsicherheit an die Erde gefesselt. Ein erdgebundener Gleiter zu sein, machte mich zugleich unbeholfen und gereizt. Selbst das Benutzen meiner Beobachtungsgeräte erwies sich als schwierig, und am schlimmsten war, daß es mich durch die Umformung über und über juckte und ich mich nicht kratzen konnte. Etaa in ihrer üblichen, entschlossenen Freundlichkeit fand sich damit ab; sie verbrachte die Abende damit, ihrem Kind vorzusingen, während sie neben mir saß und mir mit einem Stöckchen den Rücken kratzte, und mein fremder Körper sang vor Erleichterung.

Tagsüber trieb ich mich bei den Felshängen herum und beobachtete, wie die Gleiter sich aufschwangen und schwebten und weit draußen über dem Labyrinth jagten – oder auch in der Nähe. Wenn sie mich sahen, hoben sie ein Klagen an, das tonale Vibrationen in meinen eigenen Luftsäcken erzeugte; sie lockten und verführten mich... bis sich schließlich mein fremdes Verlangen von meinen Hemmungen löste und ich mich von der Klippe warf und zu ihnen gesellte. Mein schlaffer Körper blähte sich auf, als sich die Säcke ausdehnten und mit Luft füllten: Ich konnte fliegen. Geschüttelt und liebkost durch den Wind, meinen elementaren Gott, besinnungslos vor Freude und Schrecken, erprobte ich die Grenzen des immerwährenden Himmels. Ich war eins mit dem Wind und dem Wolken-Schatten; ohne Gedanken, nur mit dem Übergehen von Licht in Dunkelheit, von Zeit in ewige Zeitlosigkeit, von Bewegung in Rast in Bewegung.

Endlich kam ich wieder zu mir und besann mich auf meine Pflicht, meine Wirklichkeit. Ich begab mich in die Unterkunft zurück und fand, daß die heißen, aufsteigenden Winde sich in den langen Abendschatten abgekühlt hatten. Etaa sah mich merkwürdig an, als ob sie irgendwie wußte, wo ich gewesen war. Einen Augenblick lang entdeckte ich Neid in ihren

Augen, den Neid eines Wesens, das die Einheit aller Dinge spüren kann, auf eines, das daran teilhat.

Doch wie ich mich auf eine Weise von Etaa entfernte, stellte ich plötzlich und unerwartet fest, daß ich auf eine andere, viel tiefere Weise enger mit ihr verbunden war: Ich entdeckte, daß ich schwanger war. Ich war noch sehr jung dafür, kaum doppelt so alt wie sie und von meinem eigenen Volk getrennt, von jedem, der mir lieb war; ich hatte keinen Anreiz – und trotzdem war ich schwanger. Und dann begriff ich, daß Etaa und ihr lachender Alfilere mein Anreiz gewesen waren. Aber sie waren Fremde. Niemand von meinem eigenen Volk war hier, mit dem ich eine Geburt teilen konnte, niemand, den ich liebte; nicht einmal ein fremdes Wesen, das schwanger war. Wie konnte ich ohne mich zu vereinigen ein Kind auf diese Welt bringen, das nur ein Teil von mir und sonst von niemandem sein würde: ein Einzel-Kind, kein Kind gegenseitiger Liebe, ohne Namensvetter oder Familie? Ich kämpfte allein mit meiner Verzweiflung und verbarg alles hinter der zunehmenden Fremdartigkeit meines Gesichts vor Etaa, bis die Fähre mit Vorräten zurückkam. Doch Iyohangziglepi konnte nur „Nichts Neues“ aus Tramaine berichten, und mein Elend zu teilen schien am Ende nur, es zu vertiefen, deshalb sah ich zu, wie die Fähre den düsteren Wolken entgegenstieg und kehrte allein in die Ruinenstadt zurück.

Doch wie alle natürlichen Dinge war auch ich von Natur aus fröhlich eingestellt, und als ich endlich für die erste Teilung bereit war, verschwanden meine Ängste, und staunender Stolz füllte den entstandenen Raum. Ein geheimer Stolz, den ich vor Etaa verborgen hielt, wie ich meinen Schmerz vor ihr verborgen hatte, weil ich nicht wußte, wie sie reagieren würde. Bisher hatte sie alles akzeptiert – weil die menschliche Kultur noch nicht den Punkt erreicht hatte, wo „Wunder“ unmöglich

waren –, doch ließen meine schützenden Instinkte mich schweigen. Ich nahm ihr nur das Versprechen ab, einen abgedunkelten Raum unserer Unterkunft nicht zu betreten, und hoffte, sie würde gehorchen.

Daß ich ihr dieses eine Geheimnis unserer Andersartigkeit nicht anvertraute, weil ich nicht glaubte, daß die Mutter eines Kindes lernen könnte, eine andere zu verstehen, war das Schlimmste, was ich je hatte tun können. Und irgendwie wußte ich es, als ich ihren Schreckensschrei hörte, wußte es, als ich mich wie rasend von draußen zurückkämpfte: Sie hatte den verbotenen Raum betreten und mein Kind gefunden. „Etaa, nein!“ Ich taumelte in den Eingang, wahnsinnig vor Enttäuschung und Kummer.

„Tarn, beeil dich, hilf mir, ein Tier...!“

„Etaa!“ Meine Stimme brach vor Zorn – sie erstarrte mit dem Stock in der Hand über der formlosen, blutigen, grauen Masse, die noch auf dem Boden zitterte. Jammervolle Schreie schrillten in einem Hörbereich, der nur mir zugänglich war, sie wurden schwächer, wie ihr Leben schwächer wurde. „Etaa...“ – die Worte brannten mir im Mund – „... was hast du getan?“

Etaa ließ den Stock sinken und wich erschreckt und verwirrt vor mir zurück. Sie nahm Alfilere auf, der jetzt ebenfalls vor Angst und Verwirrung zu weinen begann, und blickte abwechselnd von mir auf das Bündel lebender Stücke, die in einem Nest kauerten – alles, was von meinem halbfertigen Kind übriggeblieben war. Ihre Lippen bebten. „Hywel... Hywel ist in diesen Raum gekrochen, und als ich hinterherkam, habe ich... habe ich *das* hier gefunden, wie es um ihn herumschlich.“

„Etaa, das... ist mein Kind.“

„Nein!“ Abscheu flackerte in ihren Augen auf, über die Wahrheit oder über ihre Tat oder über beides.

„Doch...“ Ich ging zu dem zitternden Bündel, indem ich das Stück mied, das jetzt reglos und schweigend dalag; der Rest war dicht beieinander und wimmerte nach Trost und Wärme.

Ein qualvoller Schrei löste sich aus Etaas Brust, und ich sah, wie sie das Gesicht in ihr eigenes Kind grub. Sie sank auf den staubigen Boden nieder und schluchzte ihre Verzweiflung hinaus.

Ich hielt meine Kleinen umfaßt und rang nach der Kraft, den Worten, die uns beiden helfen sollten. „Ich hätte es dir sagen müssen... ich hätte dich warnen sollen. Sie sind hilflos, Etaa, sie würden deinem Sohn nichts tun. Bei... bei meinem Volk bekommt man Kinder nicht, wie ihr – vollendet, in einem Stück. Wir formen sie nach und nach, indem wir jedes unserer Körperteile duplizieren; so wie ich mir eine neue Hand wachsen lassen konnte, als ich sie brauchte. Manche Teile dienen einem besonderen Zweck, sie schützen das übrige und sind anders entwickelt; sie hätten ihn stechen können... aber es ist harmlos.“

Sie sah mich kopfschüttelnd an, ihr Mund war so stark zusammengepreßt, daß sie nicht sprechen konnte.

„Ich hätte es dir sagen sollen, Etaa.“

„Sie...“ Sie atmete tief ein. „Sie gehören – dir?“

„Ja.“

„Aber ich dachte...?“

„Du hast gedacht, ich sei ein Mann? Das bin ich. Ich bin aber zugleich eine Frau. Wir vereinigen uns nicht, um ein Kind zu zeugen; wir gestalten ein eigenes und erwählen uns jemanden, den wir lieben, um es zu teilen: Ein Teil unseres Kindes für ein Teil des ihren, nach der Geburt.“

Leise stöhnte sie wieder, um Verstehen kämpfend. „Oh, Mutter, hilf mir... Oh, *Tarn*, was habe ich dir angetan?“ Sie drückte Alfilere so heftig an sich, daß er protestierend aufschrie.

Ich sah weg; sie hatte getan, was alle Menschen taten, nämlich aus Furcht gehandelt, mit Gewalttätigkeit reagiert und aus Unwissenheit blindlings Tod und Qual verhängt. Ich war einst ein Mensch gewesen und hatte sie alle verabscheut, doch erst jetzt, nachdem ich die menschliche Gestalt verloren hatte, lernte ich wirklich etwas über den menschlichen Sinn und Geist – und jetzt, angesichts dieser so schrecklichen Tat fand ich, daß es meine eigene Schuld war. „Du kannst nichts dafür. Und diese Verletzung kann geheilt werden... wir haben es darin besser als ihr. Es wäre nie geschehen, wenn du die ganze Zeit Bescheid gewußt hättest.“

Sie aber saß nur da und wiegte ihr Kind, das Glöckchen an ihrem Ohr klingelte leise in ihrem hilflosen Kummer.

An den folgenden Tagen verbrachte Etaa lange Stunden allein, durch die offene Tür unserer Herberge schaute sie hinaus über die seufzende, zerstörte Welt oder wanderte mit ihrem Kind auf dem Rücken am Rande der Klippen entlang. Die Wolken am Himmel waren um diese Zeit nur Windwolken, dunkel und von Blitzen durchzuckt, gaben sie niemals genügend Feuchtigkeit ab, um den endlosen Staub zu binden. Der Wind war heiß und trocken, zerriß die Wolken und wirbelte den Staub hoch in die oberen Luftschichten, wo er das eherne Blau dämpfte, das manchmal in dieses Land der düsteren Farben hereinbrach. Voller Verlangen beobachtete sie den Himmel, als die Sommersonnenwende näher kam, und als es soweit war, vollzog sie, so gut es ging, die kotaanischen Riten. Doch Wolken verbargen den Triumph der Sonne, und sie hörte auf, bevor sie beendet waren – ihre Augen leer und gehetzt.

In der Abenddämmerung kam sie zu mir, während ich im Eingang kauerte und das leuchtende Phantasie-Antlitz des schwellenden Cyclops hinter den Wolken hervorblinken sah. Irgendwo hinter uns im Feuerschein hörte ich Alfilere im

Schlaf murmeln. Sie schob eine dunkle Locke vom Auge zurück, sie irritiert wegstreichend, als sie zurückfiel. Schließlich sagte sie: „Es ist doch wahr, Tarn, oder nicht?“

„Was?“ Ich wartete; ich wußte, daß mehr sie bewegte als das Geheimnis meines Kindes. „Was du mir erzählt hast: daß wir nicht mehr auf der Erde sind, daß wir auf Laa Merth sind? Und...“ – angestrengt hielt sie ihre Stimme im Zaum – „... und der kleine Fleck, der vor Cyclops’ Antlitz vorbeizieht wie eine Fliege... das ist die Erde? Ich habe den Himmel beobachtet, und er ist anders; Cyclops ist zusammengeschrumpft, die Streifen auf ihrem Gewand sind verdreht... alles ist verschieden hier; ich glaube, es muß wahr sein.“

„Ja, alles ist wahr.“

„Unsere Legende erzählt, daß Laa Merth einst eigene Kinder gehabt hat, daß Cyclops sie jedoch vernichtet hat. Dies muß ihre Stadt sein, und daher muß auch das wahr sein.“

„Ja.“ Ich fragte mich, ob etwas von den kotoanischen Mythen über die Ursache der menschlichen Seuche stimmte.

„Aber unsere Legende sagt, daß die Mutter die Mitte aller Dinge ist. Wie kann Sie ein Fleck auf dem Antlitz der Cyclops sein?“

Mir wurde die Kehle eng unter dem Schmerz, der ihre Stimme erschütterte, und ich konnte nicht antworten.

„Tarn.“ Ihre Finger langten herunter und schabten mir die rauhe Haut. „Ich weiß nichts; alles ist an den Wind verloren. Sag mir die Wahrheit, Tarn.“ Sie sank an meine Seite, mit einschmeichelnder Stimme und wilden Augen. „Woran soll ich jetzt glauben?“

„Etaa, ich... kann nicht...“ Ihre Finger krampften sich auf meinem Rücken zusammen, sagten mir, ich *mußte* jetzt: Daß meine mitleidlose, egozentrische Welt ihre Welt fortgerissen und sie in die Dunkelheit des leeren Raumes geworfen hatte.

Ihr Glaube war ihre Kraft, um es mit dem Unheil aufzunehmen, und ohne Glauben würde sie zerbrechen, würden wir alle zerbrechen. „Etaa, die Mutter ist...“

„Es gibt keine Mutter! Sag mir die Wahrheit!“

Ich schloß die Augen und überlegte, was wohl Wahrheit war. „„Mutter’ und ‚Erde’... sind für dich dasselbe, in deiner Sprache und in deiner Vorstellung. Aber die Erde ist zugleich die Welt, in der du lebst, und eine Mutter ist das, was du bist und was ich bin, eine Lebensspenderin. Und diese beiden Dinge sind noch immer wirklich und wunderbar. Deine Erde sieht jetzt sehr klein aus, doch nur, weil sie weit weg ist – wie Laa Merth an deinem Himmel zu Hause. Wenn du zurückkehrst, wirst du wieder sehen, wie groß und wie schön sie ist – angefüllt mit allem, was du zum Leben brauchst. Sie ist wie eine Mutter, und das wird Wahrheit bleiben. Die Kotaaner sind sehr weise, daß sie sich Kinder der Erde nennen und für ihre Gaben dankbar sind.“

„Aber Cyclops ist größer und stärker.“

„Größer an Umfang. Aber nur eine Welt.“ Und jetzt nur ein heller Schimmer hinter den Wolken. „Eure Mythen sind richtig; Cyclops liebt dein Volk nicht – es wäre Gift für euch, dort zu leben. Die Erde ist aber stark genug, außerhalb seiner Reichweite zu bleiben, und sie wird immer für euch sorgen. Und die Sonne wird seinem Schatten immer Trotz bieten, die Erde fruchtbar machen und euch das Leben geben. Du siehst, du hast die Wahrheit die ganze Zeit gekannt, Etaa.“

„Aber... die Welten leben nicht... sie sehen nicht alles oder *wollen* in unser Dasein eingreifen wie ihr...“

„Nein. Aber tatsächlich sind sie am Ende stärker als irgendeiner von uns. Unser aller Leben hängt von ihnen ab; selbst Sternenbewohner brauchen Luft und Wasser und Nahrung, um zu überleben. Wir sind sehr sterblich, genau wie

ihr. Alles, was wir kennen, ist sterblich, sogar Welten... sogar Sonnen.“

„Gibt es denn sonst gar nichts? Gibt es keinen Gott, keine Göttin, um uns zu formen?“

„Wir wissen es nicht.“

Etaa schaute schweigend in die zunehmende Dunkelheit hinaus, sie formte mit den Händen Zeichen, die ich nicht kannte. Dann, langsam, griff sie an ihr Ohr und entfernte das silberne Glöckchen. Sie ließ es in ihre Jackentasche fallen, als ob es ihr die Finger verbrennen würde.

„Oh, Meron“, flüsterte sie, „wie konntest du es so lange ertragen, nie zu wissen, was die Wahrheit war oder ob irgend etwas überhaupt Wahrheit war?“

Ich sah sie überrascht an, sie aber erhob sich nur und ging an ihr Lager, ihre Antwort in der Nähe Alfileres suchend. Ich schlüpfte in den verdunkelten Raum, um mein eigenes Kind zu sehen, und dachte an das Leid und die Freude, die wir uns gegenseitig gegeben hatten. Und als ich neben meinem sich formenden Kind lag, wünschte ich, daß es einen Weg für uns gegeben hätte, uns gegenseitig das größte aller Geschenke zu geben.

Wir blieben länger als ein Drittel eines cyclopischen Jahres auf Laa Merth, beinah ein halbes Menschen-Jahr. Alfilere machte mit blanken Augen wacklige Schritte, an die Finger seiner Mutter geklammert, und mein eigenes Baby, jetzt ganz geboren, weich und silbern und neu, öffnete seine großen, wechselfarbigen Augen dem Licht der Welt. Ich staunte bei dem Gedanken, daß ich einst so schön gewesen war, denn S'elec'eca war zugleich mein Kind und mein vollkommener Zwilling.

Etaa liebte „sie“ vom ersten Augenblick an (Menschen haben nur Genusbezeichnungen, um ihre grundsätzliche Dichotomie zu reflektieren, und sie weigerte sich, mein Baby „es“ zu nennen); und wenn es anfangs zum Teil aus Schuldbewußtsein und Notwendigkeit geschah, so wurde es doch Wirklichkeit, als sie über beide Kinder wachte, während ich die Außenwelt durchforschte. Sie nannte mein Kind „Silber“, ihr Wort für S’elec’eca, den Namen, den ich ausgewählt hatte. Über Religion und Glaube sprach sie nicht mehr, und die Liebe zu den Kindern füllte ihre leeren Tage; doch wenn sie aus Zerstreuung die Mutter beschwor, breitete sich eine peinliche Stille aus, ihre Augen flackerten auf, und sie ging mir aus dem Weg. Manchmal bemerkte ich, wie sie ihre Kehle berührte, als hätte sie durch die Entdeckung ihrer Stimme von der bitteren, verbotenen Frucht eines menschlichen Mythos gekostet, der viel älter war als ihr eigener, und hätte herausgefunden, daß der Preis der Erkenntnis viel zu hoch war.

Als die Versorgungsfähre zurückkam, glitt ich den Hügel hinab, um ihr entgegenzueilen, allem blind gegenüber außer der Aussicht, gute Neuigkeiten zu erfahren. Iyohangziglepi hätte mich beinahe erschlagen, weil er dachte, ich sei ein angreifendes, wildes Tier, bevor mir einfiel, das Raumschiff anzurufen.

Nach den ersten, verschämten Entschuldigungen jedoch hörte ich endlich die Nachricht, auf die ich so lange gewartet hatte: Der Krieg zwischen Tramaine und den Kootaanern war vorbei. Aber die Kootaaner hatten gesiegt – und sie hatten nicht nur ein paar Zugeständnisse erlangt, wie von den Liberalen geplant, sondern Tramaine gewonnen. Der König war in der Schlacht umgekommen, bei dem Kampf, um sein eigenes Volk zu retten; denn dank unseres Erzbischofs Shappistre wollte das Volk nicht kämpfen, sondern fluchte auf den König und erwartete von uns, daß wir uns auf seine Seite schlugen, was

wir nicht konnten. Auf diese Weise hatten auch die Liberalen gewonnen, und der Dienst würde nun die Kotaaner unterstützen müssen. Die Kotaaner aber wußten nicht, was sie, nun, da sie ihn errungen hatten, mit ihrem Sieg anfangen sollten. Sie wollten nur ihre Priesterin und ihren Frieden haben, und die vernichteten Tramainer erfüllten sie mit Widerwillen. Das übermittelte uns der Schmied. Einst hätte ich gesagt, daß er ein Lügner oder ein Verrückter oder kein Mensch sei. Doch er war Etaas Mann, und ich glaubte ihm.

Wenn aber alles stimmte, dann war nichts entschieden, und Etaas Welt befand sich weiterhin am Rande des Chaos. Iyohangziglepi berichtete verbittert, daß selbst die Liberalen über ihren Erfolg, die Welt zu verbessern, entsetzt waren: Dieses Erfolgs wegen stand uns bevor, die Menschen einem viel größeren Elend zu überlassen, als wir bisher über sie gebracht hatten, oder wir mußten in einem Maße in ihre Kultur eingreifen, das alles zerstört hätte, was von unserer schwankenden Integrität übriggeblieben war. Etaa konnte endlich nach Hause zurückkehren – ich auch. Aber in welche Zukunft?

Etaa wartete noch ungeduldig auf dem Hügel und beobachtete meinen Rückweg vom Raumschiff. Auf jedem Arm hielt sie ein Kind, geschützt vor dem wehenden Sand, und ich konnte fast die Hoffnung in ihren Augen leuchten sehen, als ich, die Fähre hinter mir lassend, den steinigen Hang hinauf kroch.

„Tarn, werden wir nach Hause gehen?“

„Ja.“ Außer Atem langte ich bei ihr an.

Sie tanzte vor Freude, und ein Baby lachte, und das andere quiekte überrascht. „Es ist wahr, es ist wahr, ihr Kleinen!“

„Etaa...“ Sie hielt inne und sah mich neugierig an.

„Das Schiff wartet auf uns. Laß uns unsere Sachen holen und... und ich werde dir die Neuigkeiten berichten. Aber laß uns aus dem Wind gehen.“

Wir warfen unsere wenigen Sachen in ein paar Minuten zusammen und ließen uns darauf mit den Kindern auf einem Mooshaufen neben der aschgrauen Feuerstelle nieder. Ich kauerte neben ihr, und unsere Augen trafen sich in dem plötzlichen Bewußtsein, daß es zum letzten Mal war. Ich holte tief Luft und sagte: „Der Krieg ist vorüber, Etaa. Dein Volk hat die Tramainer geschlagen.“

Sie schüttelte verwundert den Kopf. „Wie kann das sein...?“

„Dein Volk hat tapfere Krieger. König Meron ist tot, weil die Tramainer nicht mehr mit ihnen kämpfen wollten. Sie haben von den Göttern erwartet, daß...“

„Der König ist tot?“

Ich nickte, wobei ich vergaß, daß man das nicht bemerken konnte. „Lang lebe der König.“ Ich vervollständigte den Gruß der Menschen und lächelte auf Alfilere hinab, der zu mir gekommen war und nun versuchte, an meinem Gesicht hochzuklettern. Etaa wiegte mein eigenes Kleines mit den Regenbogenaugen auf ihrem Schoß, wie ich es selbst gern getan hätte und endlich bald tun würde. „Deine Leiden sind gerächt wie das Leid deines Volkes.“

„Wie... wie ist er gestorben?“

„Er wurde von einem Pfeil getroffen in der Schlacht.“

Ein Zucken ging über ihr Gesicht, als fühlte sie den Pfeil in ihrem eigenen Herzen. Sie ließ den Kopf sinken und schloß die Augen über ihren Tränen. „Oh, Meron...“

„Etaa“, sagte ich, „du weinst um diesen Mann? Während dein Volk ihn haßt, weil er dich entführt und seine Göttin entweiht hat? Während sein eigenes Volk ihn dafür gehaßt hat, daß er dich behielt und damit den Zorn seiner Götter über alle brachte? Sogar die Götter haßten ihn... Du aber, die du mehr

als einer von uns Grund hast, ihn zu hassen, weil er dein Leben zerstört hat, du weinst um ihn?“

Sie schüttelte nur den Kopf und hielt die Hände vor ihre Augen. „Ich bin nicht mehr so, wie ich war, und die Welt ist es auch nicht.“ Ihre Augen fanden mein Gesicht wieder. „Die Wahrheit des einen ist die Lüge des anderen, Tarn; wie können wir sagen, welche richtig ist, wenn alles sich immerzu ändert? Wir kennen nur das, was wir fühlen... das ist alles, was wir wirklich wissen.“

Ich spürte, wie sich die Luft in den Höhlungen meines fremdartigen Körpers leise bewegte, wie die Strömungen fremdartiger Empfindungen leise meinen Sinn rührten. „Ja, ja... wahrscheinlich stimmt das. Etaa, willst du immer noch zu deinem Mann und zu deinem Volk zurück?“

Ihr stockte der Atem. „Hywel... er lebt? Oh, mein Liebster, mein Liebster...“ Sie riß ihren lockigen Sohn hoch und bedeckte ihn mit Küssen. „Dein Vater wird so stolz sein... Ich wußte, daß es wahr ist, ich wußte es!“ Sie lachte und weinte zugleich, ihr Gesicht leuchtete. „Oh, danke, Tarn, danke. Bring uns jetzt zu ihm, bitte! Oh, Tarn, es hat so lange gedauert! Oh, Tarn...“ Plötzlich verfiel ihr Gesicht. „Wird er mich haben wollen? Wie kann er mich wollen, wie kann er ertragen, mich anzusehen, wo ich ihn verraten habe? Wo ich mich losgerissen habe, als er vom Felsen gesprungen ist, um seine Seele vor den Neaanern zu retten? Wie kann er mir vergeben, wie kann ich wieder nach Hause gehen?“

„Warum hast du dich losgerissen?“ fragte ich leise.

„Ich weiß es nicht! Ich dachte – ich dachte, es wäre meines Kindes wegen.“ Sie hielt Alfilere fest an sich gedrückt, ihr Kopf ruhte an seinem, und er zappelte, um sich zu befreien. „Eine halbe Sekunde nur wich ich zurück – und dann war es zu spät, die Soldaten... Aber wie soll ich es wissen? Ich hatte so große Angst, woher soll ich wissen, daß es nicht *meinetwegen*

geschah? Ihn sterben zu lassen, zu denken...“ Sie biß sich auf die Lippe. „Er wird mich nie wieder ansehen.“

„Aber wer war der Feigling, Etaa? Wer warf sich von der Klippe und überließ dich den Neanern? Hast du den Verrat begangen oder Hywel?“

„Nein! Wer behauptet das...“

„Hywel sagt das. Er ist der Schmied, Etaa, der Sieger in diesem Krieg, und aus welchem Grund auch die anderen gekämpft haben mögen, er hat um dich gekämpft. Alles, was er wollte, war, dich zu finden, um seinen Fehler an dir wiedergutzumachen. Er will, daß du zu ihm gebracht wirst, mehr nicht – aber nur, wenn es auch dein Wille ist. Er kann dir nicht seine Gefühle senden, doch schickt er dir dies und bittet dich...dich zu erinnern.“ Vorsichtig holte ich aus einer Hautfalte die Schachtel, die Iyohangziglepi mir gegeben hatte.

Sie nahm mir die Schachtel ab, öffnete sie und zog daraus ein silbernes Glöckchen hervor, wie eine Blüte geformt, das Gegenstück zu dem, das sie an ihrem Ohr getragen hatte. Sie suchte in ihren Taschen das andere, das sie abgenommen hatte, und legte sie nebeneinander auf die flache Hand. Sie schloß ihre Faust und erstickte ein Klingeln; ihre Hand zitterte, und neue Tränen quollen unter ihren Wimpern hervor. Doch dann, langsam, breitete sich ein Lächeln, süß wie Musik, über ihr Gesicht, und sie preßte sie an ihr Herz.

Alfilere hatte Silber von ihrem Schoß gezogen, und nun rollten beide in einer Staubwolke neben ihr im Moos herum. Etaas Exil, ihre Leiden hatten endlich ein Ende gefunden, sie würde zu ihrem Volk heimkehren und ich zu meinem. Wahrscheinlich würden wir uns niemals wiedersehen, und die Kinder... Ich sah weg. Was für ein Leben würde Alfilere in der Welt, die wir ihm gelassen hatten, erwarten? Der Sohn des Schmieds, der Erbe von Tramaine, das starke, begnadete Kind Etaas, der Gesegneten – das auch mein Kind hätte sein können,

wenn es einen Weg dazu gegeben hätte, das mir so lieb war wie mein eigenes Kind. Das Kind der Einheit in einer zerbrochenen Welt. Das Kind der Einheit...

Und plötzlich war es klar: Die Antwort hatte die ganze Zeit über in meiner Hand gelegen. Wir konnten Alfilere aufziehen, damit er seine Geburtsrechte antreten und ein Anführer werden würde, der ihm seine Rechte und uns unseren Stolz wiedergeben konnte.

„Etaa?“ Sie sah mich unbestimmt an, halb verloren in Träumereien. Ich versuchte, mit einer gleichmäßigen Stimme zu sprechen, denn ich wußte nicht, ob sie so wie ich dachte oder wie ihre Reaktion sein würde. „Du weißt, daß die Situation auf deiner Erde zur Zeit noch sehr unbeständig ist. Die Kotaaner haben einen Krieg gewonnen, den zu gewinnen sie nicht erwarteten, und sie wissen nicht, was sie jetzt anfangen sollen. Dein Mann will nichts weiter, als mit dir nach Hause gehen, er will kein Königreich regieren. Dein Volk verachtet die Tramainer, und jetzt verachten die Tramainer sich selbst. Sie wissen nicht einmal, was sie von ihren Göttern halten sollen, sie sind führungslos. Alle Nationen, die Tramine umgeben, werden aufgerüttelt, und es wird mehr Krieg und mehr Not für dein Volk geben, wenn nichts getan wird...“

Sie runzelte die Stirn und langte nach den entschlüpfenden Kindern und hielt sie fest.

Mit einem Seufzer entließ ich Luft aus meinem Balg. „Ja, ich weiß. *Wir haben* zuviel getan. Sogar der Dienst sieht es endlich ein. Aber wenn sich keine neue Antwort findet, irgendein Kompromiß, werden sich die Dinge nur noch schlimmer entwickeln. Wir könnten euch durch unser Eingreifen vernichten, Etaa, wenn ihr nicht irgendwie damit aufhört, für uns eine Bedrohung zu sein. Und wenn wir das mit euch machen, dann werden wir auch uns selbst vernichtet haben.“

Unbehaglich schob sie die Kinder auf ihren Knien hin und her. „Hast du einen Plan, um das zu verhindern?“

„Den habe ich... ich *glaube*, daß ich ihn habe... Als ich dich traf, dachte ich, alle Menschen wären ohne jeden Grund gewalttätig und grausam. Deswegen hatten wir Angst vor euch und wollten, daß ihr da bleiben solltet, wo ihr wart. Doch jetzt glaube ich das nicht mehr. Dein Volk ist aggressiver als wir, und ihr müßt lernen, daß im Fortschritt Verantwortungen liegen, die man nicht ignorieren kann. Euer Verständnis muß wachsen, wie eure Stärke wächst.

Aber eure Kulturen sind noch jung, und vielleicht könnt ihr eines Tages auch mit uns leben, wenn ihr jetzt lernt, miteinander zu leben, und gleichgestellt mit anderen Sternen zu uns kommt. Der Zeitpunkt, im Gleichgewicht des Wechsels, ist für eine Religion jetzt genau richtig. Sie kann den Menschen die Einheit allen Lebens zeigen und wie man es achtet – wie dein Volk es macht, wenn es den Lehren der Mutter folgt. Und es gibt für diese Einheit ein vollkommenes Zeichen, den vollkommenen *Menschen* an ihrem Anfang: deinen Sohn.“ Vor Hoffnung und Liebe zitternd, rutschte ich nervös hin und her. „Etaa, willst du mir deinen Sohn geben? Laß mich ihn bei meinem Volk aufziehen und ihm die Möglichkeit geben, deine Welt für immer zu ändern.“

Ihre Augen durchbohrten mich mit einem Blick voller Unglaube und Vorwurf.

„Meinen Sohn? Warum solltest du meinen Sohn mitnehmen?“

Blind heraus sagte ich: „Weil er das Kind der Kotaaner und das Kind der Neaaner ist. Laß ihn den Thron seines Vaters erben, und schließ die Wunde zwischen euren Völkern für alle Zeit.“

„Er ist nicht der Sohn des Königs! Er gehört mir und meinem Mann.“

„Das weißt nur du, Etaa. Die Tramainer halten ihn für ihren Thronerben.“

„Mein Mann weiß es auch. Er würde niemals zustimmen, er würde nie seinen Sohn, das Kind seines Klans, hergeben.“

„Hywel wäre stolz darauf, seinem Kind eine solche Ehre zu erweisen! Ich weiß, daß er es wäre, ich...“ Ich stockte in meinem schrecklichen Verlangen, das Richtige zu sagen.

„Nein!“ Sie hob die geballte Faust. „Ich will nicht! Glaubst du, wir wären schlimmer als Tiere, daß du uns unsere Kinder wegnehmen kannst, ohne daß es uns etwas ausmachen würde?“ Ihre Stimme brach. „Tarn, acht Jahre lang haben wir auf dieses Kind gewartet – acht *Jahre*. Wie kommst du darauf, daß wir es hergeben könnten?“ Sie blickte auf mich herunter, ihre Augen änderten sich. „Doch ich vergesse wohl – du bist ja kein Mensch.“ Zum ersten Mal sprach sie das wie eine Beleidigung aus.

Und plötzlich besann ich mich darauf, daß ich es wirklich nicht war, daß wir noch immer zwei gänzlich verschiedene Wesen waren, die niemals ihre gegenseitigen Bedürfnisse kennen oder ihre Träume teilen würden; und niemals würde es eine Antwort geben, die für unsere beiden Völker richtig wäre. „Ich wußte nicht, was ich von dir verlangt habe, Etaa. Es tut mir leid, ich...“

„Würdest du dein Kind hergeben, Tarn?“

Aus meinem Augenwinkel sah ich Silber; ich sah winzige Schein-Hände Etaas Menschen-Hand erforschen. Ich zwang mich, Etaa in die Augen zu blicken. „Dafür würde ich mein Kind geben, Etaa. Selbst wenn es das einzige Kind wäre, das ich jemals zur Welt bringen kann. Wenn es die Zukunft für mein Volk bedeutet, würde ich es tun. Und es *kann* die Zukunft für unsere beiden Völker sein.“

Kalt sagte sie: „Würdest du mir Silber geben, Tarn, wenn ich dir meinen Sohn gäbe? Um ihn an seiner Stelle aufzuziehen?“

„Ja... *ja!*“ Aufgeregt versuchte ich mir vorzustellen, welche Gefühle mein Gleiter-Gesicht widerspiegelte. „Etaa, wenn du nur wüßtest, wie groß diese Ehre für mich ist, wieviel es bedeutet, ein Kind mit dir zu teilen. Wenn du wüßtest, wie sehr ich mir gewünscht habe, daß du mein Kind ebenso liebst, wie ich deine liebe – mehr könnte ich nicht verlangen; mit dir zu teilen und unser Leben zu verbinden.“

Verzweifelt forschte sie in meinen Augen, während sie die Kinder, und mit ihnen die Zukunft, an der Hand hielt. Schließlich blickte sie hinab in zwei kleine Blütengesichter, die von ihrem Schoß aufschauten, und fragte: „Würdest du ihm beibringen, seine Stimme zu gebrauchen?“

„Und zu schreiben und zu lesen und Handzeichen auch. Und Achtung vor allem Leben und andere Menschen zu lehren, es ebenso zu machen. Er ist ein gutes, schönes Baby, Etaa, laß ihn ein großer Mann werden. Laß ihn alles sein, was er sein kann. Er könnte deine Welt retten.“

Ziellos schüttelte sie den Kopf, und kein Silberklang antwortete, um sie zu trösten. „Ist das wahr? Ist das der einzige Weg, um zu helfen? Wird er jedem auf der Welt helfen?“

„Wenn du willst, daß die Menschen bei ihrer eigenen Zukunft noch ein Wort mitzureden haben, dann ist es der einzige Weg, Etaa. Wenn ihr euch vor unseren Eingriffen retten wollt.“ Die Erkenntnis, daß ich von allen derjenige war, der sich am meisten in fremde Angelegenheiten einmischte, zerriß mich, ich schob nicht das Schicksal unbekannter Fremder herum, sondern riß das Leben eines Menschen auseinander, den ich kannte und liebte, der soviel erlitten hatte – eines Traumes wegen, der sich vielleicht niemals erfüllen würde. Und was wäre, wenn ich unrecht hatte? „Etaa...“

„Es ist gut“, sagte sie leise, nicht einmal zuhörend. „Dann muß es sein, wenn wir eine Zukunft haben sollen. Wenn du meinen Sohn lieben wirst, wenn mein Sohn alles sein wird,

was er sein kann; wenn die *Weites* auch kann, dann... Ich werde mein Kind mit dir teilen.“

Die letzten Worte fielen ins Nichts. Sie aber sah auf, und einen Augenblick lang war ihre Stimme stark und sicher. „Es gibt niemanden sonst, für den ich das tun würde, Tarn. Nur für dich. Laß mich nichts falsch machen.“

Ich hielt meine unmenschliche Gestalt in der Fährer versteckt, als wir nach Tramaine zurückkamen, in die Stadt bei Schloß Barys, wo alles angefangen hatte. Etaa erhob sich von ihrem Platz, als die Luke sich öffnete; auf der anderen Seite, im Halbdunkel des frühherbstlichen Nachmittags, konnte ich die Versammlung der prachtvollen, künstlichen Götter sehen – und Göttinnen, unsere „Manifestation“ des guten Willens der Mutter, diese neue Vereinigung der Glaubenslehren zu akzeptieren. Hinter ihnen drängten sich die Vertreter der Menschen, und irgendwo unter ihnen stand ein dunkelhaariger Krieger, der nur seine Frau wiederhaben wollte. Ein letztes Mal nahm Etaa Alfilere, in ein königliches Gewand gehüllt, auf und umarmte ihn, und ich sah, wie sie erschauerte, als er sich zärtlich an ihren Hals schmiegte. Ihr Gesicht war kalkfarben, erstarrt zu einer Maske, die zu spröde war, um unter Tränen zu schmelzen. Sie verließ Silber, der sich verloren und allein auf dem schaumgepolsterten Sitz wand. „Etaa...? Willst du nicht mein S’elec’eca teilen?“

Mit einer Stimme wie aus Glas sagte sie: „Ich könnte Silber nicht mitnehmen, Tarn. Ich liebe sie, *wirklich* – aber wie könnte ich sie lehren, das zu sein, wozu sie bestimmt ist? Und mein Volk würde sie nicht verstehen. Es wäre nicht gut. Ich werde versuchen... versuchen, ihnen dabei zu helfen, für meinen Sohn bereit zu sein. Und eines Tages vielleicht auch für Silber. Wirst du sie dann zu mir bringen?“

„Das werde ich“, sagte ich und wollte noch viel mehr sagen. Tränen wie Leim krochen mein Gesicht hinab.

„Wirst du immer bei ihm und bei Silber bleiben?“

„Ja, immer... und nie werde ich ihn dich vergessen lassen.“
Ich senkte zögernd den Blick. „Etaa, du wirst weitere Kinder haben. Und es wird nicht wieder acht Jahre dauern. Wir haben Möglichkeiten, dir zu helfen, wenn du willst.“

Ihr Mund wurde hart vor zorniger Abwehr; doch dann, weicher, beugte sie den Kopf, um Alfilere zu küssen, und sagte ganz schwach: „Ich möchte schon... Tarn, ich sollte auch dich hassen für all das, was du getan hast. Ich hasse dich aber nicht. Ich kann nicht. Leb wohl, Tarn, gib acht auf unsere Kinder!“ Sie kniete nieder und strich mir über die scheckige Haut, während ich sie mit den seufzenden Händen des Windes liebte, den einzigen Händen, die ich hatte.

Etaa verließ die Kabine, und Iyohangziglepi kam, um Silber aufzunehmen, der zu weinen anfang, weil ein Fremder ihn auf dem Arm hielt. Zusammen beobachteten wir auf dem Bildschirm, wie Etaa Alfilere den wartenden Gottheiten präsentierte und die kleine Ansprache hielt, die wir der besseren Wirkung wegen vorher geprobt hatten. Sie brachte sie fehlerlos hervor und stand da, schmal und aufrecht wie eine stählerne Gerte, und wenn auf ihrem Gesicht Zeichen ihrer inneren Agonie standen, so konnte ich sie nicht sehen. Aber Erzbischof Shappistre stand in der Nähe, immer noch geduldet durch die Gnade der Götter, und sah zu mir mit einem Ausdruck, der mich überraschte und beunruhigte. Und dann, nachdem eine der Göttinnen Alfilere entgegengenommen hatte, drehte Etaa sich ihm zu, zeigte mit dem Finger auf ihn und bezichtigte ihn in ihrer Zeichensprache des Verrats im Namen Alfilere des Dritten und seines Vaters, Meron des Vierten. Der Erzbischof erbleichte, und die Götter wechselten Blicke untereinander. Dann gab einer von ihnen ein Zeichen, und Wachen erschienen, um König Merons Verräter

wegzuführen. Flüchtig, wie für jemanden jenseits aller Wahrnehmung, sah ich Etaa lächeln.

Doch schon suchte sie in der Menschenmenge, und ich bemerkte, wie diese sich vor einem hochgewachsenen, dunklen Mann in kotaanischer Tracht teilte, dem Krieger, der als der Schmied bekannt war – Etaas Gemahl. Eine frische Narbe zeichnete seine Wange oberhalb des Bartansatzes, und er ging noch mit dem leichten Hinken, das von seinem schrecklichen Sturz zeugte. Er blieb hart vor der Menge stehen, auf der anderen Seite des freien Platzes, und sein grimmiges, bebrilltes, junges Gesicht verzog sich plötzlich zu einem Ausdruck der Ungewißheit und des Verlangens.

Etaa stand da, ihn quer über den Platz ansehend, eine bizarre Gestalt in einer wehenden, staubigen Jacke, ihr Gesicht ein Spiegel des seinen. Zwei Fremde, die Priesterin der Mutter, die ihre Stimme gefunden und ihren Glauben verloren hatte, und der friedfertige Schmied, der Köpfe rollen ließ; fremd einer dem anderen und fremd sich selbst. Und beide hatten sie ihren kostbarsten Besitz verloren, den dieses verkrüppelte Volk kannte, ein neues Leben, um das alte zu ersetzen.

Und dann plötzlich rannte Etaa, ihr dunkles Haar loderte hinter ihr auf. Er fand sie, und sie klammerten sich aneinander, so verloren in sich, daß zwei in eins verschmolzen, als ob nichts sie jemals wieder trennen könnte.

Nachwort

Eine Reihe von jungen weiblichen Autoren sind in den letzten Jahren zur Science Fiction gestoßen. Joan D. Vinge dürfte (neben Vonda N. McIntyre und vielleicht noch Marta Randall, die in letzter Zeit von sich reden macht) die erfolgreichste Vertreterin dieser Gruppe sein. Ihre Kurzgeschichte „Eyes of Amber“ gewann 1978 den HUGO, und ihr Roman *The Snow Queen* gewann diesen Preis für das Jahr 1980.

Joan D. Vinge, die zum Teil indianischer Abstammung ist, wurde 1948 geboren und veröffentlichte 1974 ihre erste SF-Story „Tin Soldier“ und schrieb in der Folge eine Reihe von Stories, darunter ihre bislang vielleicht schönste Geschichte, „The Crystal Ship“ (1976). Mehrere Erzählungen von ihr, darunter die beiden genannten, sind übrigens auch in deutscher Sprache erschienen (so „Phoenix in the Ashes“, im *Science Fiction Almanack 1981*, Moewig-SF-Taschenbuch 3506, und „Fool’s Gold“, in *Kopernikus 1*, Moewig-SF-Taschenbuch 3501). In Vorbereitung befindet sich die Kurzgeschichtensammlung *Eyes of Amber*. Ihr erster Roman, *The Outcasts of Heaven Belt*, erschien unter dem Titel *In den Trümmern des Himmel-Systems* als Moewig-SF-Taschenbuch 3545.

Thematisch im Zusammenhang damit stehen die Kurzgeschichten „Fool’s Gold“ und „Media Men“ – letztere in *Eyes of Amber* enthalten –, aus denen Joan D. Vinge später auch einen Roman, nämlich *Legacy*, formte. Soviel als Hintergrundmaterial für Interessierte. In dem bereits erwähnten *Science Fiction Almanach 1981* gibt es im übrigen auch ein Interview mit der Autorin nachzulesen. Joan D. Vinge äußert

sich darin etwa zum Thema Frauen und Science Fiction, zu ihrem Verhältnis zur Science Fiction, zu ihrer Schreibtechnik und zu anderen Dingen. Befragt, weshalb sie sich zur Science Fiction hingezogen fühlt, antwortet sie beispielsweise: „Ich glaube, es war die Sache mit dem sogenannten *sense of wonder*. Die erste Geschichte, die mir in die Hände fiel, war Andre Nortons *Storm Over Warlock* (*Sturm über Warlock*). Noch bevor ich sechzehn Jahre alt war, hatte ich diese Geschichte im Laden um die Ecke entdeckt und natürlich sofort gierig verschlungen. Ich dachte mir: Mensch, wieso entdeckte ich solche Sachen erst jetzt, wieso habe ich nicht schon früher etwas davon mitgekriegt? Die Begebenheiten auf einer anderen Welt, die uneingeschränkte Vorstellungskraft, die sich in der Geschichte niederschlug, übten eine ungeheure Anziehungskraft auf mich aus. Seitdem habe ich niemals etwas anderes als Science Fiction schreiben wollen. Ich liebe es vor allem, Charaktere zu entwerfen. Da ich meistens über Personen schreibe, habe ich mir schon manchmal gedacht: Wenn dir die am wichtigsten sind, warum schreibst du dann nicht *Mainstream-Literatur*! Da habe ich gemerkt, daß mich nicht allein die Charaktere angezogen haben, sondern auch sich um sie rankende neue Ideen, einzigartige, fremde Hintergründe. Ich habe Anthropologie an der Universität studiert und in diesem Fach mein erstes Examen abgelegt. Anthropologie und Science Fiction übten auf mich einen vergleichbaren Reiz aus. Mir gefielen Denkansätze, die von der traditionellen westlichen Betrachtungsweise der Welt abweichen, und ich konnte in diesen anderen Ansätzen aufgehen, sie stimulierten meine Imagination. So faszinierte mich etwa der Gedanke, daß Wesen auf eine völlig andere Art als wir Menschen organisiert sind und daß sie dennoch fehlerfrei funktionieren. Es ist so aufregend, etwas über Menschen aus einer anderen Kultur hier auf der Erde oder aber aus einer fremdartigen Welt irgendwo

im All zu lernen, es regt die Phantasie an. Ich kann mich in so etwas reinschaffen, und diese Arbeit vermittelt mir eine immense Befriedigung. Dies macht für mich die Essenz der Science Fiction aus, das schätze ich an dieser Literatur.“

Von Joan D. Vinge wird sicherlich in den nächsten Jahren noch manch Positives zu vermelden sein, gewiß auch in der Reihe Moewig Science Fiction.

Hans Joachim Alpers